

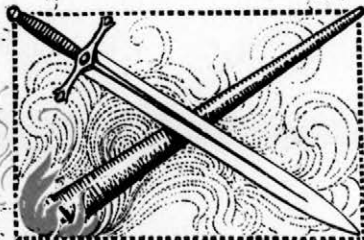
Der europäische Krieg

und der Weltkrieg
historische Darstellung
der Kriegsergebnisse von 1914-15

Von

Andreas Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen



A. Hartleben's Verlag

Wien und Leipzig

(Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten)

A. Hartleben's Volks-Atlas.

86 Hauptkarten und 84 Nebenkarten in
125 Kartenseiten.

Mit erläuterndem Text und alphabetischem Namenregister.
Fünfte, vollkommen umgearbeitete und erweiterte Auf-
lage. Groß-Folio-Format. In Halblederband 18 K = 15 M.

A. Hartleben's Kleiner Volks-Atlas.

24 Hauptkarten und 29 Nebenkarten auf
41 Kartenseiten.

Ergänzender Text von Hans Mayerhofer. Zweite, neu-
bearbeitete Aufl. Groß-Folio-Format. Geb. 8 K = M. 7.20.

A. Hartleben's Kleiner Hand-Atlas über alle Teile der Erde.

Enthaltend 40 Hauptkarten und 38 Nebenkarten
in 60 Kartenseiten.

Ergänzender Text von Hans Mayerhofer. Zweite, neu-
bearbeitete Auflage. Groß-Folio-Format. Geb. 10 K = 9 M.

A. Hartleben's Universal- Hand-Atlas.

93 Hauptkarten und 112 Nebenkarten auf 126 Karten-
seiten zur mathematischen, physikalischen, politischen und
historischen Geographie. Mit einem begleitenden Texte
nebst vollständigem Register von Dr. Friedrich Amantst
und Dr. Franz Seiberich.
Groß-Folio-Format. In Halblederband 25 K = M. 22.50.

Schiffahrt und Seewesen.

Darstellung der gesamten praktischen und Sport-
lichen maritimen Einrichtungen und Verhält-
nisse der Gegenwart.

Von Franz Freiserrn von Quast.

Mit 370 Abbildungen und 5 Karten. 28 Bogen. Größtes
Oktav. In Originalleinband 24 K = 20 M.

A. Hartleben's Kleines Statist. Taschenbuch über alle Länder der Erde.

Erscheint jährlich neu.

Bearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Amantst. 8 Bogen.
Duodez. Gebunden K 1.60 = M. 1.50.

Erscheint jährlich neu. A. Hartleben's Statistisch. Tabelle über alle Staaten der Erde.

Übersichtliche Zusammenstellung von Regierungsform,
Staatsoberhaupt, Chronofolge, Flächeninhalt, absoluter
und relativer Bevölkerung, Staatsfinanzen, Handelsflotte,
Handel, Eisenbahnen usw. nach den neuesten Angaben
für jeden einzelnen Staat. Ein großes Tableau (70:100 cm).
Gefalzt 60 h = 50 Pf.

Abriß über die Luftschiffahrt und Flugtechnik.

Von Oberstleutnant Hermann Hoernes. Mit 53 Abbil-
dungen. 12 Bogen. Klein-Oktav. Gebdn. K 2.20 = 2 M.

Die Luftschiffahrt der Gegenwart.

Von Hauptmann Hermann Hoernes. Mit einer Tafel und
161 Abbild. 18 Bogen. Groß-Oktav. Gebdn. K 5.50 = 5 M.

Leitfaden der Luftschiffahrt und Flugtechnik.

Von Dr. Maximilian Wimsäuer, em. I. I. Universitätsadjunkt
an der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik.
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 338 Abbild.
34 Bogen. Groß-Oktav. In Originalband 15 K = M. 13.50.

Die Flugmaschinen.

Theorie und Praxis. Berechnung der Drachensieger und
Schraubensieger. Von Georg Wehner, Maschinen-
ingenieur, Hofrat, Professor i. R. Mit 100 Abbildungen
und 2 Tafeln. 11 Bogen. Groß-Oktav. Geb. 12 K = 10 M.
In Halbleder gebunden K 14.40 = 12 M.

Das moderne Automobil.

Seine Konstruktion und Behandlung. Von A. Farjer.
Mühlbacher. Zweite, vollständig neu bearbeitete und
vermehrte Auflage. Mit 534 instruktiven Abbildungen.
21 Bogen. Oktav. Gebunden 10 K = 9 M.

Der Amateur-Astronom.

Von Gideon Neigser. Mit vielen Abbildungen. 16 Bogen.
Klein-Oktav. Gebunden K 2.20 = 2 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:



A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig





Die Vertreibung der Serben aus Raab am 19. Oktober 1914.

Nach einer Originalzeichnung von Zb. Maczko.

des Lesens und Schreibens unkundig sind. Von seinen Offizieren hat er keinen eine große Meinung. Die Erfolge der serbischen Waffen in den letzten Kriegen schrieb er sich selbst und nicht seinen Führern zu. Seine Kampflust will durch Phantastie entlammt sein. Das Bewußtsein erlittener Niederlagen lähmt seine Widerstandskraft. Dazu kommt eine allzu große Vorliebe für den reinen Deckungsstempel und, im Gegensatz zu den Bulgaren, eine Abneigung gegen den Bajonettangriff. So läßt sich wohl feststellen, daß auf österr.-ungar. Seite die strammere Mannszucht, das unbedingte Vertrauen in die Offiziere und die Vorliebe für den Bajonettstempel den Armeen Potioreks den Erfolg gesichert haben.

Die serbischen Truppen unter General Milos Bojovic haben ihren Rückzug nach Süden über die Maslen planina und in südöstlicher Richtung über Gorni Milanovac, den Geburtsort der unglücklichen Königin Draga, bewerkstelligt. Die Armeen der Generale Paul Sturm und Stepan Stepanovic hatten bloß die einzige Straße nach der Mitte Serbiens frei, die bei Aranjelovac vorbei nach Kragujevac zieht. Die schöne, breite Straße von Obrenovac nach Belgrad war für serbische Truppen nicht mehr benutzbar, da sie meist knapp am Saveufer führt, daher dem Feuer der österr.-ungar. Flugmonitore und Patrouillenboote ausgesetzt war.

Schon die nächsten Tage mußten erkennen lassen, ob die Serben willens sind, Belgrad gegen die entlang der Kolubara und Save anrückenden österr.-ungar. Streitkräfte zu verteidigen. Der Schlüssel für eine die Landeshauptstadt bedeckende Verteidigungsstellung ist das erdzreiche Ritanz auf dem Berggrücken, den das Hochland der Schumadija als Ausläufer gegen die Save und Donau entsendet. Diese Bergkette bildet im Anaberg eine 528 Meter hohe Kuppe, auf der Stellungen für schweres Geschütz eingerichtet sein sollen. Indessen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Serben auf die zwecklose Verteidigung Belgrads verzichteten und sich auf die im Morawatale befindlichen, noch ungebrauchten Truppenmassen zurückziehen, die die Bestimmung haben, das Vordringen der österr.-ungar. Armee durch das Morawatale aufzuhalten. Die Einnahme von Belgrad hätte für den Ausgang des Feldzuges keinerlei Bedeutung.

Ungleich wertvoller für den strategischen Besitz Serbiens ist das durch die letzten Kämpfe eroberte Macvagebiet, wie die Ungarn das heutige Westserbien nennen. Seit den ungarischen Arpadenkönigen Ladislaus I. und Koloman I. war die Macva eine Grenzmark der Krone des heiligen Stephan. Als der Schlüssel zum westlichen Ungarn, zu Kroatien und Bosnien, war die Macva im Mittelalter mit Burgen reich be-

wehrt, auf deren stärkster, Matsho genannt, bei dem heutigen Schabaz, der Ban von Matshow seinen Sitz hatte. Nur ein einziges Mal wurde für kurze Zeit das wichtige Grenzgebiet durch den serbischen Kaiser Stefan Dusan der ungarischen Krone entzissen. Später wurden mit dem Banat von Matshow serbische Fürsten als ungarische Bannerherren und Ungarns Vasallen befehlt. Serben und Ungarn stemmten sich dort gemeinsam der türkischen Sturmflut entgegen. Auch in der Gegenwart, trotz der geänderten politischen Grenzen, hat die Macva nichts von ihrer strategischen Wichtigkeit verloren.

*

Hier mag noch eine Schilderung der Kämpfe angereißt sein, die ein österr.-ungar. Hauptmann, der die Gefechte mitgemacht hat, entwirft. Er erzählt:

Als der Krieg erklärt war, Ende Juli 1914, wurde unser Bataillon in seiner bosnischen Garnison alarmiert und marschierte, ohne die Kaserne zu abwarten, an die Drina, um die Grenze zu sichern. Hier erst ergänzten wir unseren Mannschaftsstand und stellten die Trains auf. Meine Kompanie hatte drei- oder viertausend Zivilarbeiter, die das Vorfeld vom Dicksicht reinigten, gegen Bandeneinfälle zu schützen. Ich benutzte die Zeit, um die Kaserne im Schießen einzutreiben. Die Scheiben stellte ich an der Drina auf. Geindestand diente mir als Kugelfang.

Am 30. Juli hatten wir ein Schirmgöl gegen Komitatski. Ein paar von ihnen lieferten wir dem Standrecht ab. Es wird ihnen dort nicht gut gegangen sein; sie waren verkleidet an uns herangehlichen.

Am 13. August überschritten wir zwischen Losenica und Pjesnica die Drina. Am 14. August gab es nur leichte Kämpfe; die eigene Artillerie schloß uns so mächtig, daß sie fast allein die paar Serben in die Flucht schlug.

Die Nacht vom 14. auf den 15. August verbrachten wir im Finstern, weil wir keine Lagerfeuer anzünden durften, hungrig, weil der Train uns nicht hatte folgen können, und wachend, denn meine Kompanie hatte einen besonderen Auftrag, der außerhalb der Aufgaben des Gros lag. Wir waren auf uns allein angewiesen, einjam im Wald; die Serben sollten von unserem Annäherich nichts ahnen.

Am 16. August morgens suchte ich Anschluß an das Gros; eine Kolonne wandte sich nach Baljevo, wir nach Krupanj. Es gab ein wütendes Ringen dort um die Höhen, unsere Truppen gingen mit einem Elan ohnegleichen vor. Wir im Verein mit der kroatischen Honveddivision hatten einen steilen Hang zu stürmen und kriegten die Höhe, wenn auch mit großen Opfern. So mancher meiner Kompanie blieb hinter mir.

Die Honved hat sich fabelhaft geschlagen, viele Gefangene gemacht. In den Schanzen von Krupanj lagen Hunderte von Serben mit klaffenden Schädeln, von den Kolben der kroatischen Honved getötet. Ich habe südbungarische Serben, Bunjevaczger, in meiner Kompanie. Kein einziger von ihnen hat sich ergeben, keiner im Angriff versagt. Und meine Kroaten erst! Der Feind wußte immer, wer ihm gegenüberstand, er suchte die Kroaten auf alle Weise zu ködern. Er rief sie im Nahkampf in ihrer Sprache an, beschwor sie, nicht zu schießen. Die Antwort war Schnellfeuer und Bajonett. Die Kroaten haben sich in Serbien gefürchtet gemacht.

Wir konnten die Mannschaft kaum halten, geschweige denn zum Eingraben bewegen. Sie haben das

Eingraben erst von den Serben lernen müssen und gruben in den späteren Gefechten mit den Händen, wenn sie keine Spaten hatten.

Am 17. August marsch nach Pecka. Ich war Letzter des Vortrabs. Hälfsten Wegs nach Pecka wurde unser rechter Flügel nach Zaravla zurückgedrängt, traf aber auch da serbische Schwarmlinien und erlittigte ein Gefecht am Baitavsto Brdo. Ein Unglückstag. Wir waren mit schwachen Kräften auf die Hauptkolonne des Feindes gestoßen, als er sich auf Baljevo zurückzog. Wo wir auch hintamen, hatte der Gegner schon seit Wochen und Monaten Stellungen vorbereitet, betoniert. Schützengräben in Reihen übereinander angelegt. Die Reihenlagen sind typisch für die serbische Kampfarm.

Mit der einheimischen Bevölkerung haben wir sonderbare Erfahrungen gemacht. Wenn wir kamen, hießen uns die Leute willkommen, öffneten willig ihre Häuser und labten uns. Alle versicherten, der Drenowpartei anzugehören und den Krieg gegen Österreich zu verabsichtigen. Wir glaubten ihnen auch anfangs, wir stellten sogar Posten auf, um Leben und Habe der Einwohner zu schützen. Aus dem Hinterhalt überfiel man uns dann mit Schüssen. Selbst Greise, Frauen und kleine Kinder feuerten Pistolen auf einzelne Posten ab.

Am 18. August, Kaisers Geburtstag, hatten wir eine Bereitschaftsstellung auf Kote 647 östlich von Krupanj und nächtigten dort. Mittags darauf marschierten wir vor. Mir ist der Tag in festlicher Erinnerung, weil ich meine Leute endlich richtig füttern konnte; auf meiner Sonderexpedition hatte ich nämlich die Jagdtüchle verloren; sie fand sich erst am 18. August bei mir ein.

Einen Kampf gab es nicht. Unser Auftrag lautete: rekonnostrieren und uns sofort zurückzugeben, wenn wir den Feind gefunden und zur Entwidlung gezwungen hätten. Es zeigte sich nur Schleißpatrouillen, die in guter Deckung blieben und sich kaum durch eine Bewegung der Zweige bemerkbar machten. Wenn man sie anrief, gaben sie sich für Kaiserliche aus. Wir hielten sie uns mühelos auf große Gewehr- und Schußdistanz vom Leib.

Später wurde mir klar, welche Absicht meine Vorgesetzten mit dem scharfen Rekonnostrieren verfolgten: das Nachdrängen der Serben sollte aufgehalten werden. Das Korps ging nämlich in der Nacht vom 19. auf den 20. August über die Drina nach Bosnien. Um 1 Uhr morgens brachen wir auf und marschierten mit kleinen Paketen immer fort bis 21. August mittags — 40 Kilometer; das ist ein mächtiges Stück Weges in dem unwegsamen, bergigen Terrain.

Als wir an die Drina kamen, war unsere Brücke verschwunden. Es steht da ein Dampfzweigwerk bei Braunschweig Han; wir sollten Flüsse bauen und darauf überlegen. Ich kannte aber hier eine Furt und gab sie dem Brigadier an.

Niemand ermißt, wie glücklich wir waren, auf heimischem Boden zu sein, einmal eine Nacht ohne feindliches Feuer zu schlafen.

Auf dieser ersten serbischen Expedition haben wir viel gelernt. Wir wußten nun, mit wem wir es zu tun hatten, mit einer tapferen, kriegsgewöhnten Armee, einer überaus salbigen, fanatisierten Bevölkerung. Wir hatten Geduld und Vorlicht gelernt. Wenn nun ein Detachement ein Dorf durchzog, nahm es alt und jung als Geiseln mit und behielt die Leute bis zum Morgen im Lager, damit sie dem Feind nichts über unsere Marschrichtung und Stärke angeben könnten. Die Weiber und Kinder, die Bauern, das sind die Nachrichtenpatrouillen der Serben gewesen.

Vor einem Wald streiften wir die Baumkronen erst mit Salbenfeuer ab. Denn dort saßen die Kommandos und Maschinengewehrabteilungen. Das Salbenfeuer haben wir von den Serben angenommen. Wir

führten auch Wasser mit uns, denn das erstemal war Mangel daran gewesen; die Serben hatten Tierhäute in ihre Brunnen geworfen, die Säuwengel zerbrochen, fließende Quellen nach Möglichkeit beschmutzt. Wir pakteten uns auch in der Kleidung dem Klima an. Bei Tag ist es dort meistens heiß, um 9 Uhr fällt schon Tau. Die Nacht ist frostig. Unter Zelten gelagert haben wir selten; die Mannschaft schlief lieber im Freien, in die Zeltblätter gewickelt. Wir hasteten auch nicht mehr so rasch vorwärts wie das erstemal, wo uns der Train im Stich ließ. Man arbeitet sich langsam von Hügel zu Hügel vor und war zufrieden, einen, zwei, drei Kilometer täglich Boden zu gewinnen.

Unsere Infanterie hat sich bei den Serben in Respekt gesetzt. Man brachte mir einmal das Tagebuch eines gefallenen serbischen Offiziers, und ich fand darin folgende Aufzeichnungen:

„Die österreichische Infanterie ist die beste der Erde. Jeder Schuß gezielt. Auf große Entfernungen, über 1200 Schritt hinaus, spart sie mit Patronen und läßt nur die Schützen feuern. Erst auf kleinere Distanzen schießen auch die Reserveemänner.“

Die serbische Artillerie ist vorzüglich. Sie brachte uns die meisten Verluste bei.

Zum Bajonettduell kam es meines Erinnerns nur bei Krupanj und Kuliste. Sonst liefen uns die Serben, wenn wir führten, schon auf 300 Schritt davon, wenn wir leuchtend in der Stellung ankamen, fanden wir nur Verwundete und Tote. Der Feind hat überhaupt nie gestürzt, soviel ich weiß.

Serbische Kavallerie haben wir nur ein einziges Mal zu sehen bekommen — als am 10. September eine Patrouille vor unseren Schützengräben erschien. Wir lagen still und warteten. Ich griff langsam, langsam nach dem Gewehr meines Nachbarn, des Flügelmannes meiner Kompagnie. Leider kamen mir die Essegger Kameraden zuvor. Sie lagen, durch eine Schlucht von uns getrennt, ebenfalls auf der Lauer. Eine Salve trachte — die serbische Kavalleriepatrouille war gewesen. Wir fanden die volle Rezerdepotion bei den Leuten, frisches Brot und Käseleisern. In Verpflegung fehlte es ihnen also nicht. Der Offizier hatte nichts in seiner Packtasche als zwei Paar neue Ledstiefel.

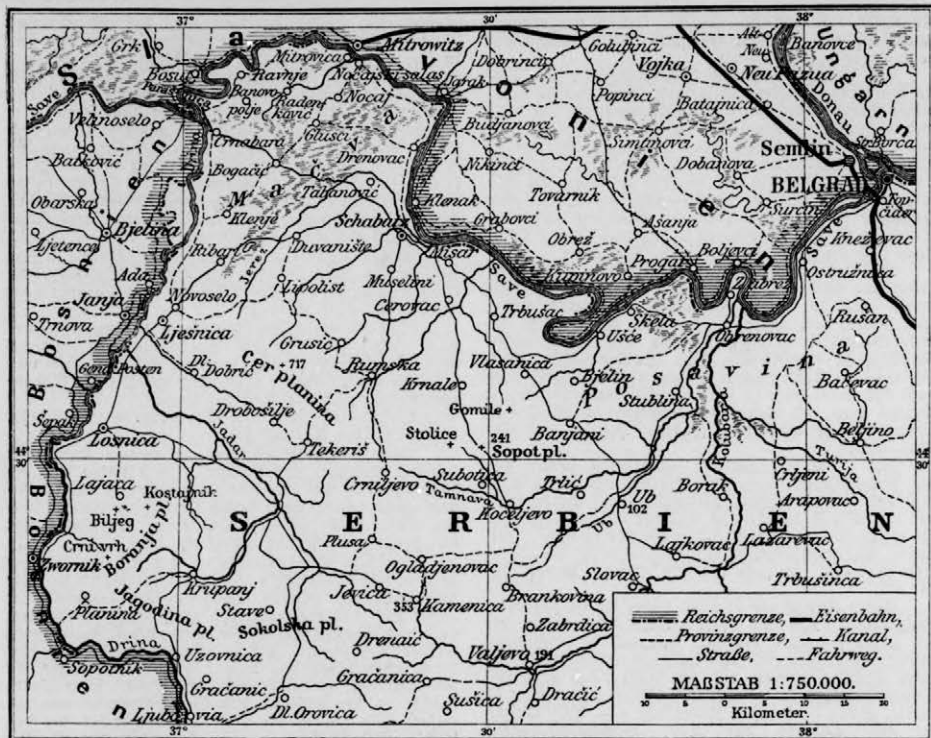
Ob unsere eigene Kavallerie in dem bergigen Gelände viel hat leisten können, weiß ich nicht. Wir Infanteristen schickten nur Gefechtspatrouillen aus, bis zu 100 Mann stark, immer aus Leuten bestehend, die sich freiwillig gemeldet hatten. Die Auswahl war nicht leicht, die Mannschaft drängte sich dazu. Weitgehende Nachrichtendatements haben wir nur drei- oder viermal auszusenden versucht, aber nie mit viel Erfolg.

Das unüberblickliche Terrain erschwert die Verbindung, die Dirigierung größerer Gruppen. Jeder Hauptmann mit seiner Kompagnie mußte ziemlich selbständig operieren, aufklären und sichern. Der große Krieg löste sich eigentlich in kleine Gefechte auf.

Unsere Haubitzen kamen, soviel ich persönlich sah, wenig zur Geltung; wo sie aber sprachen, war es ein entscheidendes Wort.

Brillant wirkten unsere Maschinengewehre. Wenn sie den oberen Rand der serbischen Deckung heftigsten hatten, war der Widerstand des Feindes meist gebrochen. Die Serben hatten wenig Maschinengewehre, aber viel modernes Gebirgsgelächß, und pflanzten, ganz wie es die Russen tun, uneingelebete Räume ziellos zu bestreuen. Bei Nacht nahmen sie von Zeit zu Zeit ihr Vorbild plötzlich unter heftiges Feuer, um das Feuer ebenso plötzlich wieder abzubrechen. Das sollte uns an nächtlichen Angriffen verhindern; wir haben sie auch nie probiert.

Einmal warfen die Serben auch Handgranaten gegen meine Kompagnie, aber aus lo großer Entfernung, daß die Projektille zwischen den beiden Schwarm-



Karte des Einmarschgebietes in Serbien.

linien kriepierten, ohne uns den geringsten Schaden zu tun.

Ich sagte schon, daß wir uns auf unserer zweiten serbischen Expedition einzugraben pfligten, und so kam es immer zu steigenden Gefechten. Man arbeitete sich aneinander heran; die beiden Fronten hatten oft nur Streifen von 100 Schritt Breite zwischen sich. Durch tagelanges Fechten lernte man einander sogar persönlich kennen; die Offiziere führten Gespräche von Graben zu Graben. Man verabredete Waffenstillstände zum Wasserholen oder zum Begraben der Toten. Einer unserer Hauptleute wurde während eines solchen Waffenstillstandes sogar hinüber zum Feind geladen und folgte der Aufforderung. Zufällig war es ein Slave, der Kommandant drüben ein Reserverhauptmann. Der serbische Kommandant fragte unseren Hauptmann, warum er als Slave gegen seine Brüder kämpfe. Da sprang der serbische Oberleutnant, ein aktiver Offizier, entriest auf und rief:

„Entschuldigen Sie und überhören Sie die Frage eines Reservecapitän; ein aktiver hätte sie nicht gestellt.“

Um 5 Uhr, als die Frist abgelaufen war, verabschiedeten sich die Gegner voneinander; eine Minute später begann das Feuer wieder.

Wenn bei so nahen Distanzen das Knattern zum Schnellfeuer anwuchs, gab es keine Verständigung mehr, kein Kommandieren. Befehle wurden durch Zeichen gegeben. Signalisiert haben wir kaum jemals; da-

für telephonierten wir um so mehr. Fast alle Abfertigungen wurden telephonisch weitergegeben.

Die Kühnheit unserer Flieger war bewundernswert. Einen sah ich wie einen Raubvogel über Losnica kreisen. Die serbische Artillerie schoß wie rasend Schrapnells nach ihm. Wir haben für ihn gezittert. Oft schien er Wolken, die ihm gar zu nahe kamen, im Fluge auszuweichen. Das war natürlich nur Täuschung — die Explosionswelle hatte den Apparat aus seiner Bahn geworfen. Er kehrte wohlbehalten zurück.

Die Straßen drüben sind unbeschreiblich schlecht. Nur auf der Jagodnja planina fand ich gut erhaltene, bunt markierte Touristenwege, wiewohl die Spezialkarte nur Saumpfade angibt.

Cholera hatten wir bei unserem Regiment nicht. Bei anderen Truppenkörpern kam sie vereinzelt vor. Ich habe auch nur einen Fall von Wahnsinn gesehen — bei einem Leutnant, der schwer erblich belastet war.

Die serbischen Vanden.

In den vorstehenden Berichten ist wiederholt von den serbischen Vanden die Rede, den Komitatschis, die den Krieg nach alter Balkansitte auf die furchtbarste, grausamste Art führten, die Verwundeten ermordeten und keinen Vardon gaben. Sie erhielten auch keinen; die

gefangenen Komitatschis wurden ohne viele Formalitäten niedergemacht, meist mit dem Gewehrkolben erschlagen. Das mag grausam scheinen, aber eine andere Behandlung dieser vertierten Menschen wäre ein Verbrechen an den eigenen Truppen gewesen.

Ein Mitkämpfer erzählt über einen Kampf mit serbischen Banden:

Mein Regiment war nach dreiwöchigem, in diesem Terrain unendlich mühevollen Marsche an der serbisch-montenegrinischen Grenze angekommen und schickte sich eben zu deren Überschreiten an. Noch hatten wir keine feindliche Büchse krachen und keine Kugeln pfeifen gehört, kannten auch nicht die Listen des Feindes und hatten, kurz gesagt, keine Ahnung von der Gefährlichkeit unseres Schrittes. Fröhlich brachen wir nach einem einfachen Nachtmahl, bestehend aus einem Konjerventaffee mit Zwieback, auf und marschierten, alte Krieglleder vor uns hinsummend, lustig von dannen.

Die schmale, steinige Straße führte durch einen dichten Birkenwald und wir konnten, nachdem die Dämmerung hereingebrochen war, selbst unseren nächsten Vordermann nicht mehr wahrnehmen. Da es mir mittlerweile bei

meiner Patrouille, welche an der Spitze der Kompanie dahintolperte, zu langweilig wurde — es verstand nicht ein einziger unter ihnen Deutsch —, gesellte ich mich vorwärts zu einem Freunde, der in der Front beim ersten Zug eingeteilt war, und knüpfte mit ihm eine gemüthliche Unterhaltung an.

„Das wäre so ein Moment für die Banden,“ meinte dieser, „mit 50 Mann könnten sie unser ganzes Regiment aufreißten, denk dir, bei dieser Finsternis, wenn es plötzlich von beiden Seiten aus dem Walde krachen würde — das würde eine heillose Verwirrung sein, und schließlich wüßten wir nicht einmal, auf wen wir schießen sollten.“

„Na, hoffentlich kommt es nicht dazu,“ meinte ich und brannte mir eine aus Kommissariat verfertigte Zigarette an, „es wird doch die Gegend von starken Gendarmeriepatrouillen durchstreift.“

„Links halten! Links halten!“ wurde nun von vorn zurückgerufen, und während sich die Mannschaft an den linken Straßenrand drängte, kam pustend ein von einigen Generalstabsoffizieren besetztes Automobil in die Nähe, und während das grelle Licht seine Strahlen im



Serbische Komitatschis überfallen ein bosnisches Dorf an der Drina.

Vorbeifahren auf uns warf, rief eine tiefe Männerstimme heraus:

„Aufpassen, Leute! . . . Banden sind in der Nähe!“ Wie mit einem Schlage wurde es nun ruhig in unseren Reihen und jeder blickte gespannt auf die Seite und suchte mit seinen Blicken die Finsternis zu durchdringen. Es ist gerade keines der angenehmsten Gefühle, so ins große Unbekannte dahinzustolpern und jeden Moment gewärtig zu sein, von irgendeiner Seite angeschossen zu werden.

„Na, das wird heute noch lustig,“ meinte ich zu meinem Freunde, und öffnete dabei meine Pistolentasche, um den Browning handgerecht zu haben.

„Ja, vielleicht trinkt morgen ein anderer meinen Kaffee,“ antwortete dieser; „ich habe so ein Gefühl, als sollte ich einer der ersten sein; es tate mir um meine alte Mutter leid, sie würde mir wohl vor Verzweiflung bald nachfolgen.“

„Bajonett auf!“ erging der Befehl durch unsere Reihen, und das Klingeln und Klirren derselben überzeugte uns von dem Ernst der Dinge.

Die Dämmerung hatte sich in eine rabenschwarze Nacht verwandelt und zu allem Überfluß setzte auch noch ein feiner Regen ein.

„Donnerwetter, das wird immer gemütlicher,“ flüsterte mein Freund und hüllte sich besser in seinen Mantel, während ich frierend die Kapuze meines Mantels heraufschlug. „Ich will doch . . .“

Hier wurde mein Freund am Sprechen unterbrochen.

Scharf und schneidend in der nächsten Nähe vor uns krachte ein Schuß und hallte an den kalten Wänden hundertfach wider.

Der Marsch stockte, und nun wieder links und rechts neben uns — schnell hintereinander — zwei, drei Schüsse.

Die Überraschung läßt sich nicht beschreiben. Wie auf Kommando krachte es nun aus hundert Büchsen auf uns hernieder, und sogar in den Wipfeln der nächsten Bäume konnte man das Aufblitzen von Schüssen wahrnehmen.

„Nieder!“ schrie unser Hauptmann, und schon lag die Kompagnie links und rechts an der Böschung, während die Verwundeten leise stöhnend liegen blieben.

„Nur auf Ziel schießen!“ überschrie der nächste Leutnant den Lärm und ergriff selbst einen Stutzen, um die Mannschaft durch sein Beispiel anzueisern.

Nach dreistündigem, wütendem Gefecht war der Feind unter Mitnahme der Verwundeten verschunden, und da der Schauplatz des Kampfes geradezu eine Falle für unser Regiment war, so wurde der sofortige Weitermarsch

kommandiert, und nur die Sanitätspatrouillen der im Feuer gestandenen Kompagnie blieben bei den Verwundeten zurück.

Es war 2 Uhr nachts, stockfinster, eine Laterne durfte man nicht anzünden, dazu das Gemäch der umherliegenden Verwundeten. Neben mir ächzte jemand: „Bruder, hilf mir!“ Ich betastete seinen Körper, spürte am Oberarm warmes Blut, konnte aber in der herrschenden Finsternis seine Wunde nicht sehen. Es hilft nichts, ich mußte die Laterne anzünden. „Gib mir die Laterne her!“ befahl ich einem Blessiertenträger und machte Licht. Vorflächshalber verdeckte ich sie mit meinem Mantel.

Bum . . . Bum . . . zwei Schüsse krachten, ein Blessiertenträger stürzte, durch die Brust geschossen, zusammen, während der zweite Schuß durch die Feldtrage fuhr. Schnell verließ ich nun die Laterne, verband beide, so gut es im Finstern ging, und wartete so mit meinem Blessiertenträger den Tag ab.

Eben wollte mich ein tiefer Schlummer umfassen, meine Leute lagen schon in tiefem Schlaf, als ich emporkuhr. Zwanzig Schritte vor uns war ein entsetzlicher Schrei erklingen! Atemlos laufte ich . . . da . . . wieder . . . Schreie in höchster Not ausgestoßen. Nun gab es kein Halten mehr. . . da war jemand in Todesnot!

„Zu mir!“ schrie ich meinen Leuten zu, riß Pistole und Säbel heraus und stürzte atemlos vorwärts.

Wieder, aber schon etwas schwächer, erklangen die Schreie. Ich sprang nicht mehr. . . ich slog in langen Sätzen zur Stelle.

Ein Blid aus nächster Nähe belehrte mich, daß ich es mit vier bis fünf Komitatschis, welche eben die Verwundeten beraubten und massakrierten, zu tun hatte.

Ehe nun dieselben noch recht zur Fassung kamen, war es um sie geschehen; zwei Schüsse meines Brownings und zwei perzelten in den Graben, den dritten machte ich mit dem Säbel kampfunfähig und drei weitere noch aufstauende Banditen wurden von meinen Leuten niedergehauen, und nun hatten wir Luft.

Wie von Gott gesendet, tauchte in diesem Moment auch eine Gendarmeriepatrouille von 20 Mann auf und schwärmte auf unsere Meldung zu beiden Seiten aus. Kaum hatten wir Licht gemacht, fuhren wir entsetzt zurück, auf der linken Seite der Straße lagen nebeneinander fünf Kameraden — furchtbar verstümmelt.

Weiter voran, in einer großen Blutlache, fanden wir noch einen, meinen Freund, und er gab zu meiner Freude noch leise Lebenszeichen von sich. Als ich ihn mit meiner Laterne näher betrachtete, fuhr ich entsetzt zurück. Der arme Kerl blutete aus zwei tödlichen Schußwunden

und lag in den letzten Zügen, seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen.

Ich mußte mir fast die Zunge abbeißen, um nicht hellauf zu weinen, und mit eiserner Selbstbeherrschung begann ich zu beten, während meine Leute in Kenntnis der Sachlage die Kappen abnahmen und leise mitbeteten.

Am anderen Tage begruben wir ihn und seine Kameraden. Mit einem Feldspaten stellten wir mühevoll ein Kreuz her und malten Tag und Namen darauf.

Als ich dann zwei Stunden später einer standrechtlichen Erschießung von zehn gefangenen Komitatschis zusah, fühlte ich nicht das geringste Mitleid mit ihnen. . . .

*

In der Tat, es gab keine Nachsicht für diese blutdürstigen Hyänen des Schlachtfeldes, denen es nicht genügte, den Gegner zu töten oder kampfunfähig zu machen, die auch noch die Verwundeten in der entsetzlichsten Weise folterten.

Die Operationen der Saveflottille.

Der serbische Kriegsschauplatz brachte schon wegen seiner geographischen Eigenart die größten Schwierigkeiten für die österr.-ungar. Truppen. Anfang September begannen die Serben längs einer etwa 130 Kilometer langen Linie ihrer Nordgrenze die Offensive über die Donau und Save gegen das Banat und Syrmien durch einen an fünf Stellen gleichzeitig bewirkten Übergang, der im Osten bei Pancsova, weiter gegen Westen bei Belgrad, Zabrez, Skela und Mitrowiza erfolgte. Die Hauptkraft wurde bei Mitrowiza angelegt, von wo die kürzeste, nur etwa 40 Kilometer lange Linie gegen Neusatz bei Peterwardein führte, das Zentrum der serbischen Intelligenz in Syrmien, von der das Königreich erwartete, daß sie sich bei einem Einmarsch sofort den serbischen Truppen anschließen würde. Die Übergänge an den übrigen vier Punkten waren mit so starken Kräften unternommen worden, daß sie im Falle des Gelingens die Vorwärtsbewegung auch fortsetzen konnten, die durchweg in der allgemeinen Richtung gegen Syrmien gedacht war.

Der furchtbare Zusammenbruch der Timofdivision, die als Vorhut der Hauptkräfte südlich von Mitrowiza übergegangen war, verhinderte das Gelingen des Planes, der durch die starken Demonstrationsgruppen an den vier anderen Übergangsstellen die österr.-ungar. Kräfte mehr nach Osten abziehen bestrebt war, um dem serbischen Gros die Vorrückung tief nach Syrmien hinein zu gewährleisten. Die österr.-ungar. Führung hatte jedoch rechtzeitig für Bereitstellung zahlreicher Leerjüge an entsprechenden Punkten vorgesorgt, um die nötigen Truppenverschiebungen mit größter Schnelligkeit durchzuführen zu können. Alle anderen serbischen Kolonnen mußten infolge der Katastrophe am westlichen Flügel gleichfalls wieder über die Save und Donau zurück. Nun war aber hiermit der psychologische Moment einer Wiederaufnahme der österr.-ungar. Offensive gekommen,

die sofort angebahnt wurde. In jener Zeit, Mitte September, hielten Teile der österr.-ungar. Südbarmee den nördlichsten Teil der Macoa, eines etwa 1000 Quadratkilometer umfassenden, sehr eigenartigen Grenzgebietes im nordwestlichen Serbien, besetzt. Dieser Winkel liegt zwischen der dort einen weiten Saß bildenden Save, die dieses Gebiet im Osten und Norden, und der Drina, die es im Westen begrenzt; Schabaz, die drittgrößte Stadt Serbiens, liegt zwar im Südwesten der Macoa, ist aber sonst das Zentrum dieses Gebietes. Die österr.-ungar. Truppen hatten damals die Linie von dem serbischen Saveufer etwa 10 Kilometer nördlich von Schabaz über Pricinovic, Rocaj, bis wieder zur Save nördlich Raonje, also eine Sekante im großen Savebogen, inne, dann folgte eine Unterbrechung der österr.-ungar. Stellungen von der Dammstraße bei Raonje durch den Kljuc Bojut bis Crnabara von 10 Kilometer Luftlinie, worauf sich eine andere Armeegruppe in südlicher Richtung, ungefähr der Drina folgend, anschloß. Da die Macoa das nächste Operationsziel bildete — die Hauptkraft der serbischen Armee war in ihr verjammelt und hätte jede Offensive weiter südlich gegen das Innere Serbiens in Flanke und Rücken bedroht —, mußte zunächst die Vereinigung der beiden durch die Lücke beim Kljuc Bojut getrennten Armeegruppen durchgeführt werden.

Aber gerade dieser so kleine Raum war von den Serben, die mit sehr starken Kräften dort standen, zu einer fast unangreifbaren Festung gemacht worden, zum Schlüssel der ganzen Macoa. Die Save umgab diesen Raum mit mehrfachen Windungen, eine vier bis fünf Meter hohe Dammstraße mit verjümpftem Anland schloß die andere Seite ab — wir haben die Beschreibung dieses Kriegsgebietes bereits gehört —, die beiden Ortscasteln Raonje und Crnabara waren in starke Stützpunkte verwandelt worden, und die übrige Front war durch mehrfache Schanzenreihen zum Teil betonierte,

durchweg mit Drahtverhauen, Schrapnellschirmen und Transejen geschützt. Es blieb also nichts anderes übrig, als hier einen regelrechten Festungsriegel zu führen, sich mit Sappen heranzugraben, wobei in einer Woche manchmal nur 150 Meter Raum nach vorwärts gewonnen werden konnte. Diese wohlgeschützte Stellung der Serben war sehr gut gewählt, denn sie spielte militärisch dieselbe Rolle wie die Macva in größerem Maßstabe; sie konnte nicht umgangen, sie mußte genommen werden, falls man sich auf der österr.-ungar. Seite nicht entschloß, überhaupt eine ganz andere Operationsrichtung gegen Serbien zu wählen.

Freilich trat der von den Serben erhoffte Erfolg ihres Kampfes um Zeitgewinn nicht ein, es ging den Russen nicht viel besser, sie konnten keine Hilfe bringen. Diese allgemeine Situation forderte nun die Unterstützung durch die *Monitore*. Da zu Beginn des Krieges nur die beiden ältesten, aus den 70er Jahren stammenden Monitoren in der Save an der bosnischen Grenze zur Verfügung standen, die wegen des abnorm geringen Wasserstandes an verschiedenen Furten nicht herankommen, mußte auf alle Fälle für Verstärkung der Flottille durch Heranziehung von Monitoren aus der Donau gesorgt werden; es gelang Ende September der Durchbruch der „*Temes*“ und „*Körös*“ an Belgrad, an zahlreichen nicht einzuzeichnenden Uferbatterien und den Minen vorbei. Diese beiden Schiffe konnten dann den An-

griff der österr.-ungar. Truppen bei Ravnje unterstützen.

Am 31. Oktober gelang es endlich, die Serben aus diesem Orte zu vertreiben, einige Tage später auch die Dammstraße nördlich Crnabara von der Parasnica her zu nehmen, wodurch die Stellung unhaltbar wurde. Nun erfolgte auch sofort die Vereinigung der beiden Gruppen, deren Gefechtsfront nunmehr die Macva ungefähr in der Hälfte durchschnitt. Längs der ganzen nun ohne Unterbrechung von der Drina bis zur Save reichenden Linie waren die österr.-ungar. Truppen nördlich, die Serben auf nächste Entfernung südlich parallel zueinander in festungsartigen Stellungen eingegraben, und der schwierige Positionskrieg nahm seinen Fortgang. Es ist von Interesse, daß im ganzen also nach Vertreibung der Serben aus der Macva 36 serbische Verteidigungsstellungen hintereinander zu zählen waren.

Die Save war durch den Fall des Kljuc Bosut für die Fahrt der Monitoren bis zur Drinamündung frei geworden, doch war ein Eingreifen derselben dort wegen der Vorrückung der österr.-ungar. Truppen längs der nicht befahrbaren Drina nicht mehr möglich. Die Tätigkeit der Monitoren mußte sich daher auf die Vorbereitung der Angriffe am östlichen Flügel beschränken.

Nun die täglichen Ereignisse. Am 31. Oktober konnte mit der Vorrückung des linken Flügels gegen Schabatz begonnen werden, da

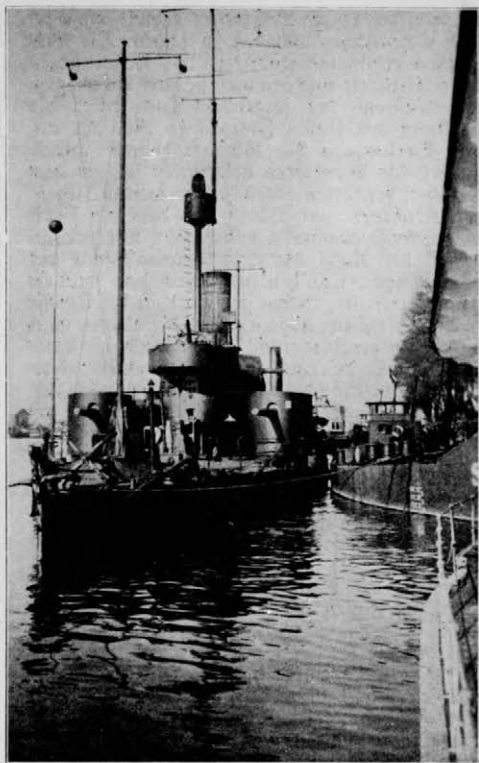


Das österreichisch-ungarische Truppenlager in Doboj (Bosnien).

die Meldung vom Falle der Stellung bei Raonje eingetroffen war. Die Monitore fuhren stets bis 400 Schritt vor der eigenen Infanterielinie und gaben meist entfernendes Feuer in die senkrecht zum Laufe der Save angelegten serbischen Stellungen ab, wodurch die Serben meist binnen kurzem aus ihnen vertrieben wurden. Stromab gegen Schabaz wurde das Patrouillenboot zur Aufklärung wegen der dort vermuteten Minen entsendet. Die Fahrt wurde frei gemeldet, und die Monitore setzten ihre Feuertätigkeit gegen die serbischen Stellungen in innigstem Kontakt mit der österr.-ungar. Infanterie fort. Oft mischte sich das Hurra der Matrosen mit dem der stürmenden Infanterie, deren Flügel auf Rufweite entfernt war. Durch die äußerst wirksame Arbeit der Monitore war aber der linke Flügel der österr.-ungar. Truppen so weit vorgelassen, daß die weitere Vorrückung aus Rücksicht auf die Einheitlichkeit der allgemeinen Lage eingestellt werden mußte. In der Nacht auf den 1. November hatten die Serben aber wiederum die sehr starken, in mehrfachen Reihen angelegten Befestigungen nördlich Schabaz besetzt, so daß die Monitore diese während dieses Tages auf das intensivste beschossen. Geseuert wurde vorzugsweise mit Granaten, deren Wirkung gegen die starken Deckungen gebraucht wurde. Die sehr zahlreiche serbische Artillerie beschoss an diesem Tage fast ausschließlich die Monitore, so daß von einem Artillerieduell gesprochen werden kann. Am Nachmittag wurden die serbischen Verluste so riesig, daß alle Stellungen um Schabaz geräumt und der allgemeine Rückzug südlich der Stadt angetreten wurde.

Die Befetzung von Schabaz durch die österr.-ungar. Infanterie erfolgte noch in der Nacht zum 2. November. An diesem Tage wurde die Einstellung der weiteren Vorrückung des linken Flügels abermals befohlen und den Monitoren eine besondere Belobung „für Unabnahme des Erfolges“ ausgesprochen. Hierbei muß bemerkt werden, daß sich die Serben gerade am östlichen Flügel in etwa doppelter Überzahl gegen die österr.-ungar. Truppen befanden; die Meldungen der Flieger schwankten zwischen 24 und 28 Bataillonen. Die Befestigung der Werke um Schabaz ergab, daß diese unbedingt für langen Widerstand berechnet waren; man hatte sich vollkommen häuslich eingerichtet, Betten, Hausrat, Eßvorräte und vor allem eine Unmenge von Munition wurden darin gefunden.

Am 3. November wurden die Monitore sehr stark von unsichtbar postierter Artillerie beschossen, da die Serben in diesen ihren gefähr-



Der Donaumonitor „Vodrog“.

Alfshof, Wien.

lichsten Gegner erkannt hatten; die Monitore konnten das Feuer nicht erwidern und manövrierten daher das Feuer durch fortwährenden Positionswechsel aus, da sie zur Deckung des eigenen linken Flügels wie auch zur Aufklärung an demselben ihre Lage nicht stark verändern durften. Am Nachmittag war weiter östlich — die Save biegt von Schabaz in dieser Richtung ab — bei Vitojevcistok starkes Feuer zu hören, so daß die Vermutung nahe lag, die Serben versuchten vielleicht jenseits der Minensperre östlich Schabaz einen Übergang. Die Monitore ließen sich über Heck steuernd, um im Falle einer Explosion sofort vorwärts schlagen zu können, hinter dem Minenräumer hinabrinnen und kamen gerade in die Nähe des Bracks der „Temes“, als der Minenräumer eine Mine zur Explosion brachte. Es war schon dunkel, der Mond beschien eine etwa 30 Meter hohe Wasserfäule, die in Millionen glitzernder Brillanttruppen wieder herabfiel. Im selben Augenblick feuerte schon serbische Artillerie auf den Minen-

räumer, der einige Volltreffer erhielt, ohne jedoch wesentlichen Schaden zu leiden. Die Monitoren eröffneten ihrerseits das Feuer gegen diese Artillerie und brachten sie zum Schweigen.

Während der folgenden Tage blieb die Stellung des linken Flügels in Rücksicht auf das Vorkommen der Nachbargruppen unverändert, die Monitoren beteiligten sich an dem Geschehete, zerstörten einen festen, weitab liegenden Kirchturm von Ohrid, auf dem ein serbischer Schußbeobachtungsposten war, und verhinderten bei Nacht die stete Beunruhigung der österr.-ungar. Schützenlinie durch das serbische Infanteriefeuer, indem sie sofort einige Schüsse in diese Richtung abgaben. Um die eigene, ganz nahe Schützenlinie nicht zu gefährden, hatte diese verabredeterweise eine feindwärts abgeblendete bestimmte Laterne zur zweifellosen Bezeichnung der eigenen Stellung nahe am Ufer aufgestellt. In diesen wie auch den zahllosen anderen Fällen, wo eigene Infanterie überschossen werden mußte, um bis nahe an die feindliche Stellung unterstützt werden zu können, bedienten stets die Offiziere der Monitoren selbst die Geschütze und erzielten glänzende Ergebnisse. Des Nachts lösten sich die Monitoren in der Wache am eigenen Flügel ab, ebenso im Fassen der Munition und im Kohlenmachen, so daß für allnächtliche Beschäftigung gesorgt war.

Am 6. November war die Offensive in der übrigen Front so weit vorgediehen, daß der linke Flügel wieder vorbeordert werden konnte. Die Serben hatten sich in den letzten Tagen neue, ausgezeichnet versteckte Artilleriestellungen auf den Misarhöhen geschaffen, die, südlich Schabag gelegen, diese Stadt beherrschten. Diese Höhen waren aus dem vorliegenden flachen Gelände und auch von den Monitoren unmöglich einzusehen, trugen zudem starke parzellenweise Bewaldung. Um 6 Uhr früh bereits wurde der Angriff durch ein verheerendes Feuer der Schiffe eingeleitet, die Serben fanden nur nächste Deckung in den nahe beim Ufer gelegenen Schanzen und hofften dort, obwohl unmittelbar am Feinde, noch eher Schutz zu finden, da diese Schanzen nur von vorn beschossen werden konnten. Das Schrapnell- und Maschinengewehrfreier hatte zu arg unter ihnen gewüet. Gegen diese Schanzen wurde nun Granatfeuer eröffnet, worauf die Serben die Hände hoben und die Gewehre über die Deckung herauswarfen. Kommandant Bok rief ihnen daher serbisch durch das Megaphon zu: „Wenn Ihr herauskommt, wird nicht weitergeschossen!“ Hierauf wurden die Leute von dem Patrouillenboot und einigen Zillen durch Fregattenleutnant Wettstein geholt und auf die „Maros“, die weiter ab war, überschifft, um die eigenen, dort kämp-

fenden Jäger nicht mit diesen Gefangenen zu belasten.

Es wurden so zwei Offiziere und 82 Mann gefangen; erstere waren sehr gedrückt und schweigsam, während die Mannschaft ununterbrochen salutierte und „Elen“ rief, wahrscheinlich, um gut behandelt zu werden. Der Transport wurde dann von der „Maros“ den am anderen Sauseufer befindlichen Landsturmbteilungen zum Abtransport übergeben. Diese Gefangenen erzählten, daß sich in den letzten Tagen mehrfach Abteilungen geweigert hatten, die gefährlichsten Stellungen an der Save zu beziehen, worauf einige Leute kriegsrechtlich erschossen worden seien.

Am 7. November wurde der Angriff auf die Höhen von Misar fortgesetzt, das Feuer der Monitoren wirkte gegen die im hohen Kufuruz kaum sichtbaren Serben. Tags darauf mußte man sich zum technischen Angriff entschließen, da anscheinend nicht anders vorzukommen war. Die Serben hatten sich nämlich so weit vom Sauseufer entfernt, daß nur mehr mit den 12-Zentimetern zu wirken war. Am 8. November wurde Hauptmann Toth schwer verwundet und dittierte einem Kameraden folgende Worte: „Es ist Bitte eines vielleicht tödlich verwundeten Offiziers, daß Stäbe und Mannschaften der Monitoren zur Allerhöchsten Auszeichnung vorgeschlagen werden.“ Ein rührendes Zeichen der Kameradschaft.

Am 9. November um 2 Uhr nachmittags bemerkte die „Maros“ einen gegen den linken Flügel geplanten Überfall; beide Monitoren unterhielten ein furchtbares Schrapnellfeuer gegen die mit großer Zahlenüberlegenheit vorrückenden Serben, deren Angriff zusammenbrach. In der Nacht zum 10. November räumten die Serben die Stellungen bei Misar; der Kampf zog sich mehr landeinwärts.

Der Untergang der „Temes“.

In dem vorstehenden zusammenfassenden Bericht ist von dem Bruch der „Temes“ die Rede. Die „Temes“ war es, die am 29. Juli, 2 Uhr 20 Minuten morgens, den ersten Schuß auf die Minenabel der Semliner Brücke abfeuerte und damit das welthistorische Drama dieses Krieges einleitete. Am 23. Oktober sank die „Temes“ in der Save bei Schabag. Es ist vielleicht angebracht, dieser Episode besonders zu gedenken.

Eine Anzahl kleinerer Monitoren, zu denen auch die „Temes“ gehörte, machte den Dienst auf der Save. Den größeren Monitoren verwehrt in der ersten Zeit des Krieges serbisches Geschütz die Einfahrt.

Ihnen blieben zunächst nur kleine Aktio- nen auf der Donau bei Belgrad. Die österr.- ungar. Truppen verhielten sich dort im allge- meinen abwehrend; das ganze Feuer und die Wut der Serben richtete sich gegen die Moni- toren. Prinz Georg hat schon im Krisenjahre 1909 Pläne zu ihrer Vernichtung geschmiedet; diesmal setzte er Preise von 50 Dinar auf den Kopf jedes österr.-ungar. Matrosen aus, 1000 Dinar auf jeden Offizier der „Swabste derite“ (deutschen Rähne).

Die „Rähne“ aber erzwangen sich von den Serben in den ersten Kriegswochen neue Bei- namen: „Fliegende Teufel“, weil sie nicht zu fassen waren; „Gumste Tasje“ (Gummischiffe), weil die Feldgranate von ihnen abprallt. An- derseits sahen sich die Monitore mit ihren 12-Zentimeter-Kanonen und Haubitzen viel schwererer, gut gedeckter und maskierter Artillerie auf dem Kalimegdan (der Belgrader Feste) und den umliegenden Bergen gegenüber, einem brillant schießenden, fast unsichtbaren, kriegserfahrenen Feinde, während sie wie schwimmende Scheiben im Licht der serbischen Scheinwerfer auf der Donau hinfuhren, monatelang bei Tag und Nacht in Artilleriefeuer verwickelt.

Belgrad selbst wurde anfangs nicht bescho- sen. Es war als offene Stadt erklärt worden, überdies gab es andere Ziele genug in der Um- gebung. Die Serben schossen bei Nacht nicht gern, da sie mit ihrer Munition haushalten mußten. Hingegen konnten die Monitore die vorher bei Tag durch Flieger oder sonstwie er- kundeten serbischen Stellungen unter Feuer nehmen und sich dabei, indem sie sich mit abge- löschten Lichtern bewegten, der Erwiderung des Feuers entziehen.

Der Gegner wieder schloß sich vor Scha- den, indem er seine Haubitzen nicht in Gruppen, sondern einzeln verwendete und die Stellung so oft wie möglich wechselte.

Das Schrapnellfeuer der Serben war wir- tungslos. Einmal durchschlug ein Aufschlag- schrapnell den Panzer der „Bodrog“, legte die Leute in der Küche um und krepierete am Mu- nitionsaufzug. Der Effekt war nicht groß. Gra- natovolltreffer hielten die Panzer gut aus. Es sind auch einzelne Geschosse, die unter die Was- serlinie gerichtet waren, torpedoartig explo- diert; dann gab es kleine Wassereinströmungen, aber niemals einen Einbruch.

Die „Szamos“ allein hatte Pech; eine ser- bische Granate riß den Unteroffiziersraum auf; das Deck wurde verstopft und dann im Budapester Dock vollends vernietet.

Am 19. September fuhr die „Bodrog“ im Kielwasser der „Temes“ bis vor Belgrad. Die „Temes“ wandte sich nach Westen. Die „Bo-

drog“ steuerte nach Pancsova und deckte da einen demonstrativen Übergang der österr.- ungar. Truppen. Sie hatten den Geschößhagel von drei serbischen Batterien auszuhalten. Die österr.-ungar. Infanterie wurde überhaupt nicht belästigt. Zwei Volltreffer, die der Damp- fer bekam, blieben ohne Folgen.

Das Unternehmen gelang also aufs beste. Es erreichte auch insofern seinen Zweck, als starke serbische Kräfte hier festgehalten wurden (eine dankenswerte Erleichterung für die bos- nische Armee, die gleichzeitig von der Drina her in Serbien eindrang). Unter unaufhörlichem Bombardement fuhr die „Bodrog“ auf und ab, bis sie sich verschollen hatte; dann erschien die „Szamos“ und löste sie ab. Die „Szamos“ ist später noch zweimal vor Pancsova erschienen. Zuerst, als man einen Übergang der Serben vermutete, zum andernmal, um vorbereitetes Brückenmaterial des Feindes zu zerstören.

Eine Illustration dafür, wie intensiv die Flottille in diesem Kriege gearbeitet hat, bietet die Schußvormerkung der „Bodrog“. Die beiden 12-Zentimeter-Kanonen haben von Ende Juli bis Mitte November 1300 Patronen verfeuert; die Heckhaubitzen allein 200. Jedes der Rohre führt gewöhnlich 100 Zündergranaten und 100 Schrapnells mit. Mit diesem Verbrauch in einer Kampagne hat man bisher gerechnet. Der Mu- nitionsbedarf ist schon in den ersten vier Kriegsmonaten, wie man sieht, aufs Dreifache gestiegen.

Die Flottille suchte den Schauplatz ihrer Haupttätigkeit stets in der Save, wo es längs des Ufers viele serbische Feldbefestigungen und immer auch lebende Ziele gab. Der niedrige Wasserstand des Hochsommers hinderte jedoch lange die beabsichtigten Expeditionen. Daß die Fahrt an Belgrad vorbei nicht leicht werden würde, konnte man sich denken. Überdies war die Save dicht mit Minen verlegt und gelegent- lich der Durchfahrt unter der Semliner Eisen- bahnbrücke konnten von oben her Bomben ge- worfen werden.

Am 19. September magte die „Temes“ un- ter Führung des Linienchiffsleutnants Olaf Wulff das Unternehmen. Man schickte einen Minenräumer voraus, der zugleich als Aviso diente, und segte mit Kanonen und Maschinen- gewehren die Brücke rein.

Tatsächlich sah man bestürzte Gestalten von der Brücke fliehen. Als der Dampfer unten durchfuhr, blieb es oben totenstill. Die Serben waren überrascht: sie beschoßten den ungeschütz- ten, unarmierten Minenräumer nicht, sie rich- teten alle ihre Mündungen auf den Monitor. Das Wasser war niedrig; die unmodernen Mi- nen der Serben waren auf der Oberfläche sicht- bar. Die „Temes“ konnte die Save hinanfah-

ren und die Stellungen der Serben seitwärts fassen. Am 20. September, als sie zurückkehren wollte, fand sie den Weg in die Donau durch neue Hindernisse verlegt. Durch geschicktes Steuern wußte man aber das schachbrettartige Minenfeld auszumandrieren.

Am 28. September gelang ein neuer Durchbruch in die Save, diesmal in Begleitung des Patrouillenbootes B. Die „Temes“ wurde wieder aufs heftigste beschossen; das Patrouillenboot bekam nur Gewehrfeuer. Ein Kollatreffer wäre ihm verhängnisvoll geworden. Er

bis auf einen Mann; dieser ist unverletzt geblieben, verlor aber infolge des Nervenschots die Sprache. Der Steuerbordturm mit der mächtigen Schnellfeuertanone wurde weggeblasen. Ein Offizier, der in die Munitionskammer eilte, glitt dort aus und griff, als er Halt suchte, in die frische, weite Bauchwunde eines toten Kameraden. Einem anderen Offizier wurde der Schenkel zerquetscht.

Das Schiff fuhr auf. Der Wasserstand war niedrig. Man versuchte noch, zu pumpen. Die Haubitze war über Wasser geblieben. Man de-



Cattaro, am gleichnamigen Meerbusen gelegen, die südlichste Grenzstadt gegen Montenegro.

hätte den Benzin des Motors zur Explosion gebracht. Auch von dieser Fahrt kehrte die „Temes“ wohlbehalten wieder.

Am 23. Oktober meldeten Flieger, die Serben hätten bei Stela Überschiffungsmaterial bereitgestellt. Der Monitor wandte sich in die Save, um es zu vernichten.

Um 3 Uhr nachts, auf dem Rückwege nach getaner Arbeit, fuhr der Monitor auf eine mit 70 Kilogramm Dynamit geladene serbische Mine auf. In der Bordwand öffnete sich ein großes Leck. Das Deck rollte sich auf; die Leute am vorderen Kessel starben den Heldentod.

Die Besatzung der Munitionskammer fiel

montierte sie rasch. Alle diese Arbeiten mußten frei auf Deck im Kreuzfeuer der feindlichen Salven gemacht werden. Das Schiff antwortete mit der einzigen Waffe, die es noch hatte, der 47-Millimeter-Schnellfeuertanone.

In dieser höchsten Gefahr legte das Patrouillenboot sich an Bord mit der „Temes“. Den 33 Gefallenen war nicht zu helfen. Man barg zwölf Schwerverwundete und alle, die heil geblieben waren.

Der Kommandant Schiffsleutnant Wulff verließ als letzter das Schiff.

* * *

Kriegsfahrt durch Serbien.

Tedeschi, einer der Berichterstatter der römischen „Tribuna“, veröffentlicht in seinem Blatte einen interessanten Bericht über eine Reise, die ihn quer durch Serbien nach Nißch, der neuen Hauptstadt des Landes, geführt hat. Der Italiener sieht die Dinge freilich unter dem einseitigen Gesichtswinkel des Serbenfreundes; aber die Anschaulichkeit seiner Schilderung des Landes macht sie immertun der Wiedergabe wert.

Es war hundetakt im Abteil, schreibt Tedeschi. Der kleine eiserne Ofen streifte. Durch den Korridor des langen Waggons pflügte der eisige Wind. Die Französin, die mit uns fuhr, klapperte vor Kälte mit den Zähnen und bat dringend, die Fensterhebe hochzuziehen. Aber der Schaffner, der eine Hand in einem nicht eben schamösen Verbands trug, erklärte ihr seelenernüchter lächelnd: „Nema!“ (Gib's nicht!) Ein Offizier beruhigte entschuldigend: „Es fehlt uns eben die Zeit, Madame, um uns mit Reparaturen zu beschäftigen.“ Die Dame mummelte sich noch fester in ihren Pelz und schimpfte leise vor sich hin. Ein Gendarm näherte sich hilfsbereit mit einer Talgkerze, die er am Fenster befestigte und anzündete, in der edlen Absicht, etwas Licht und Wärme im Waggon zu verbreiten. Dabei lächelte er der Dame freundlich zu und sagte in väterlichem Tone: „Bojna!“ (Krieg.) Er hätte es uns nicht erst zu sagen brauchen. Schon von der Grenze an hatte jeder von uns mit der nebligen Luft den Krieg eingeatmet, und jeder hatte den Druck seiner Eisenfaust auf den nackten Federn eingedrückt gesehen. Längs des Bahngleises, auf das die roten Flecken der Feuer in den rauchenden Kohlenbeden malerische Lichter werfen, reihen sich schmuckstarrende, strohbedeckte Hütten, von denen sich hohe schwarze Gestalten abheben, deren magere Körper Schaffelle bedecken und die mit langen Flinten bewaffnet sind. Es sind die Veteranen Serbiens, die die Eisenbahn bewachen, und sie passen auf wie die Schießhunde. In den ersten Tagen des Oktober ist in Masekionien wieder eine Brücke in die Luft geflogen. Alle Augenblicke hält der Zug, um dann vorsichtig Schritt für Schritt weiterzufahren. Ein greller Lichtschein sticht uns plötzlich in die Augen. Wir sind in Virov. Im Halbdunkel blitzen Bajonet, dann tauchen aus dem Schatten bleiche Gesichter auf, die gepanzt alles mustern, und schlante, mit Patronen gepickte Körper nähern sich uns. Es sind die Komitatskös, die wahrscheinlich auf eigene Rechnung und Gefahr, die Bahnpolizei ausüben. „Wo ist das Buffet?“ fragt einer aus dem Zuge. „Nema!“ Aus einer schwarzen Allee, die in den Bahnhof mündet, tönt ein erster, langamer, schwermütiger Gang, der von einem hohen Getriller getränkt wird. Dazwischen das trockene Geräusch aufstumpferer Flintenkolben. Jetzt treten auch die Sänger ins volle Licht. An der Spitze etwa fünfzig Soldaten, die über die Bierzig schon hinaus sind. Sie schreiten gebeugt mit auffallend blaffen Gesichtern dahin, manche mit verbundenem Kopf. 200 junge Leute folgen ihnen, die lustig singen. Der ganze Zug bewegt sich in geordneten Reihen auf die Waggons dritter Klasse hin. „Die alten Leute“, erklärt man uns, „sind Reservisten, die, nachdem sie von ihren Wunden wieder hergestellt sind, an die Front zurückkehren. Die jungen sind die neuausgehobenen Rekruten.“ Ein schriller Lokomotivpfeif. „Sbogom!“ (Lebt wohl!) sagen die alten Frauen, die die Rekruten begleiten. „Sbogom!“ antworten die Jungen, und sie singen mit noch lauterer Stimme, während sich der Zug in die schwarze Nacht

einbohrt. Die anderen aber, die Alten, die den Krieg schon kennen und die in den Kampf zurückkehren, haben Besseres zu tun, als ihre Zeit mit Singen zu vergeuden. Sie legen sich hin und schlafen sofort ein; denn sie wissen, daß es gut ist, für spätere Fälle Vorrat zu schlafen.

Endlos dehnt sich die Fahrt in der Dunkelheit. Im Nebenabteil hat man Schwerverwundete untergebracht. Einer wimmert leise vor sich hin; ein anderer bittelt unaufhörlich: „Boda!“ (Wasser.) Eine weibliche Stimme antwortet resigniert: „Nema!“ Quietschend ziehen die Bremsen an, und der Zug verlangsamt sein Tempo. Elektrische Lichter blitzen auf. Wir sehen große Gebäude mit leuchtenden Fensterreihen: es sind Kasernen und Kazerette. Auf den Wiesen, zwischen denen kleine hausfällige Hütten liegen, zeichnet sich die weiße Fläche eines großen Barackenlagers ab, das den Flüchtlingen aus den eroberten Gebieten und den Kriegsgefangenen als Aufenthalt dient. Bäume reden ihre schwarzen Zweige in die Luft, ein bleiches Minarett steigt aus dem Halbdunkel auf: Nißch. Ein wimmelndes Durcheinander von Menschen, in Uniform und bürgerlichem Anzuge, von Jungen und Alten erfüllt den kleinen Bahnhof, der in geradezu unmöglicher Weise von Soldaten, Bauern, Frauen, Verwundeten und Kranken vollgepfropft ist. In der Luft mischen sich die Gerüche von Karbol, Knoblauch und Menschenweiß zu einem üblen Gemisch. Zwischen den Leuten, die eifertig hin- und herrennen, Gruppen von Personen, die unbeweglich, Gott weiß auf was und wie lange Zeit schon, warten und die sich überall auf dem nackten Boden zur Ruhe hingestreckt haben. Kein Wort, keine Bewegung, eine Unterhaltung. Ein Komitatskös taucht unruhig und beunruhigend aus den Schatten auf. Ein paar Offiziere, zwei oder drei eiserne Beamte. „Sst ein Wagen zu haben?“ — „Nema!“ Es sind wohl welche da, aber sie sind für die Rufen des Roten Kreuzes, die mit uns gekommen sind, bestimmt. Doch das tut nichts. Der ununterbrochene Durchzug der Proviantkarren, der Gepäckswagen und der Geschütze hat die nach Nißch führende Straße tief in den Boden gezeichnet, und wenn einer uns durch den Schlamm und Morast führt, so scheint der Weg vom Bahnhof nach dem Zentrum der Stadt gar nicht so weit. Wie die Mehrzahl der jungen Balkanstädte ist auch Nißch noch nicht fertig geworden. Rings um die alte wallige Türfenstadt hat man den Plan zu einer neuen Stadt skizziert, einer Stadt mit den weiten Ausblicken eines Optimisten, der zu seiner glänzenden Zukunft unerschütterliches Vertrauen hat. Breite und gradlinige Straßen, denen sich die Aussicht eröffnet, wenn erst die sie umsäumenden Bäumchen größer, die Häuser zahlreicher und eleganter geworden sein werden, sich zu Boulevards zu entwickeln. Weitgebednte Märkte, auf denen heute noch das Gras üppig wuchert und die einmal Plätze sein werden. Hier und dort ein öffentliches Gebäude im üblichen halbrussischen, halbwieneischen Stilquerschnitt, aber bequem, lustig und zuweilen sogar mit bescheidenen Anzügen zu monumentaler Architektur.

In Nißch geht das Leben seinen gewohnten Gang, und ich, der ich in Erinnerung an Belgrad nach dem Balkankriege auf eine Idee, verzweifelte Stadt gefahrt war, erlebe eine vollständige Enttäuschung, je weiter ich in der heutigen Zufallshauptstadt Serbiens vordring, deren eigene Bevölkerung von 25.000 Köpfen sich durch den Zugang von Flüchtlingen auf 150.000 Köpfe erhöht hat. Von Not und Mangel ist nichts zu verspüren, ja, an Fleisch herrscht geradezu Überfluß. Das geht schon daraus hervor, daß Kalbfleisch überhaupt nicht an den Mann zu bringen ist. So kommt es denn, daß man in Nißch viel leichter Riesenbeefsteaks, köstliche

Brathühner und Wein erhalten kann als ein Bett zum Schlafen. „Haben Sie Zigaretten?“ fragte ich in der Kneipe, in die ich eingetreten war. „Kein!“ antwortete man mir. „Die Schwaben haben die Manufaktur zerstört; aber wir haben Tabak.“ Tabak bekommt man freilich, aber kein Brot. Auf meine Frage nach Brot erklingt wieder das unermüdliche „Kein!“ mit dem Zusatz: „Heute Abend gibts nichts mehr. Es fehlt uns zwar nicht an Mehl, wohl aber an Backöfen. Wir bereiten uns deshalb selbst das Brot, und nur soviel, als wir für den Tag brauchen.“

Es ist fast Mitternacht. In der Kneipe bietet sich mir ein seltsames Bild. Ein riesiger Kavallerist rückt, nachdem er sein letztes Glas Wein heruntergegossen hat, zwei Tische zusammen, breitet über die beiden seinen Mantel, legt sich darauf, bedeckt sich die Augen mit der Mütze und schläft wie ein Murmeltier auf seinem dermaßen hergerichteten Bett. Er scheint dem ganzen Vokal das Signal zur Ruhe gegeben zu haben. Die Stammgäste bemächtigen sich der herumstehenden Tische und Stühle; die Winderbegünstigten lagern sich auf der Erde und hüllen sich fest in ihre Kapuzen, aus denen der Zintlenlauf hervorlugt. Irgeinden verwöhnt-

ter Prinz hat sich, bevor er sich zur Ruhe legte, die fotobedeckten Stiefel ausgezogen; aber derartige Fälle anspruchsvoller Nachttoilette sind selten. Zumeist haben sie ja auch keine Stiefel, sondern tragen Fellsandalen, wie die Soldaten Philipps von Mazedonien. So schläft man in Serbien fast allgemein auf dem Boden, den man bis zum Äußersten zu verteidigen entschlossen ist.

Wir haben früher bereits die Schilderung einer Fahrt von Sofia nach Niš wiedergegeben. Was der italienische Korrespondent erzählt, bezieht sich auf einen wesentlichen späteren Zeitpunkt. Daraus ist der Widerspruch zu erklären, daß der eine Beobachter von einer Lebensmittelsteuerung spricht, während der Italiener von Überfluß an Lebensmitteln zu berichten weiß. Die Verhältnisse hatten sich eben im Innern bereits wieder gebessert, was auf ausgiebige Nachhilfe seitens Rußlands zurückzuführen war.

Beschließung des Lovcen durch ein österr.-ungar. Kriegsschiff.

Die Kämpfe an der montenegrinischen Grenze waren, wie wir gesehen haben, ziemlich bedeutungslos. Von Interesse war eine Beschließung des Lovcen durch ein österr.-ungar. Kriegsschiff, eine Episode, über die ein italienischer Korrespondent Ende November folgendes erzählt:

Eines Morgens erscheint vor der Punta d'Nitro ein großes österr.-ungar. Schiff. Es hält am Eingang der Bucht von Teodo in einer Schußdistanz von zehn Meilen vom Lovcen. Die über zehn bis elf Kilometer reichenden Schüsse der französischen Geschütze auf dem Lovcen erreichen es nicht. Das Schiff befindet sich also in der denkbar besten Position. Auf Grund der ihm vom Kommandanten der Forts gelieferten Schießresultate und noch mehr auf Grund des schwarzen französischen Pulvers begann das Schiff ein Feuer, gegen das die Franzosen und Montenegriner mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln nicht aufkommen konnten. Das Schiff unterhielt ein ununterbrochenes Feuer. Durch zwei oder drei Tage gab es ungefähr 15 Schüsse in der Früh, etwa 10 gegen Abend und einige in der Nacht ab.

Und doch: Wie wirksam waren diese Schüsse! Es waren Granaten, die fast nie vergebens explodierten. Schon am ersten zerstörte das Riesenschlachtschiff mit sechs oder sieben Schüssen einen Schießstand vollständig, dessen Herstellung viele Wochen erfordert hatte, spaltete mit zwei Schüssen eine französische Kanone größten Kalibers, demolierte ein kleineres Geschütz, tötete mehrere Artilleristen und verwundete viele andere. Am Abend und in der Nacht brachte es den Lovcenbesetzungen weitere be-

deutende Beschädigungen bei und setzte am darauffolgenden Morgen das Feuer mit Erfolg fort. Es zerstörte die Lafette einer Kanone großen Kalibers, demolierte ein kleineres Geschütz und verwundete mehrere Artilleristen. Sechs Mann Bedienungsmannschaft eines Geschützes wurden durch eine einzige Granate, die eine Kanone kleineren Kalibers getroffen hatte, getötet. Das Schiff beherrschte mit einem Schlage die Situation: es beherrschte absolut den Lovcen. Die Lage war kritisch und sehr klar. Die Überlegenheit der Schiffsartillerie über die französische Artillerie war entscheidend und unbestreitbar. Die Franzosen antworteten, indem sie auf Brmac schossen. Auf diese Weise wetteiferten sie gegen das nicht zu erreichende Schiff. Der Kommandant der französischen Geschütze wurde vergeblich gebeten, das Feuer gegen den Feind, das eine fürchtbare Reaktion hatte, einzustellen. Erst auf Befehl des Königs wurde das Feuer eingestellt.

Nun lag die Woche ruhig da. Die Österreicher haben von ihren niedrig gelegenen Positionen den Feind zum Schweigen gebracht und ihn zur Einstellung des Bombardements von den vorzüglich gewählten Stellungen, vielleicht für immer, gezwungen. Die mühevoll vollzogenen Arbeiten, die unter Aufgebot aller Kräfte hinausgeschafften und auf den Felsen angebrachten Kanonen, die Pläne und Hoffnungen, die lange Zeit hindurch gehegt wurden, sind alle zerstört. Der Lovcen wurde von der Woche di Cattaro aus zerstört.

Als der einzige Berichterstatter, der die Beschließungen an der montenegrinischen Küste in

Augenschein nehmen konnte, gibt ein Mitarbeiter eines englischen Blattes eine Schilderung von der Beschießung der Küste Montenegro durch die österr.-ungar. Kriegsschiffe. Nur mit großen Schwierigkeiten war es ihm im November gelungen, bis nach Cetinje durchzukommen.

Eine Woche mußte ich warten, dann erhielt ich einen Paß von General Janovic, dem montenegrinischen Generallieutenant, der mir den Besuch der montenegrinischen Stellungen gestattete. Ich hat Major Grellicer, den Führer der französischen Militärmission, die Beschießung der Forts von Cattaro mitansich zu dürfen. Bei Einbruch der Nacht machten wir uns auf den Weg. Es ging einen steilen felsigen Pfad hinan, der vom Regen schlüpfrig war und zu beiden Seiten von tiefen Abgründen begrenzt wurde. Ich hatte Mühe, in der Dunkelheit nicht auszugleiten und in die schreckliche Tiefe zu stürzen. In düsteren Umrisen erhob sich in der Ferne das österreichische Fort Brmac. Erst war es unheimlich still; dann durchschnitt plötzlich ein langgezogenes Pfeifen die Luft, ein Blitz suchte auf den Bergen, und unmittelbar darauf erfolgte eine Explosion. Kugeln trachten gegen die Felsen, und nicht weit von uns fielen mit zischendem Geräusch Granatplitter nieder. Es war das erste Schrapnell, das uns begrüßte. Die Quartiere der Offiziere sind naß, dunkel und kalt. Das Glas des einzigen Fensters, das durch den von den schweren Geschossen ausgehenden Luftdruck zerplittert war, war durch ein Stück Tuch notdürftig ersetzt, und alles machte den ärmlichsten Eindruck.

Die schwere und vorzüglich geleitete Beschießung dauerte die ganze Nacht hindurch; fast alle Kugeln waren Treffer, und das Krachen der Geschütze wachte in dem zerklüfteten Felsgebirge ein schreckliches Echo. Während die Eisenmiten gepenstlich dumpf von allen Seiten widerhallten, trachten die Kugeln auf das Dach unseres Unterstandes und platteten sich mit einem schweren starken Aufschlag ab, wenn sie die Tür trafen. Ich habe in dieser Nacht nicht viel Ruhe ge-

funden. Als am Morgen die Kanonade unterbrochen wurde, machte mir Hauptmann Chardon im Namen der Batterie seine Aufwartung und führte mich umher. Ich konnte deutlich die österreichischen Schlachtschiffe „Radeßky“ und „Monarch“ sehen, die in der Bucht von Teodo vor Anker lagen. Ihre Zerstörer und Unterboote waren weiter weg an der Mündung der Bucht festgelegt. Der Boden, von den herabstürzenden Granaten durchfurcht und zertissen, war ringsum mit Kugeln, mit Trümmern aller Art und mit ganzen Granaten, die nicht explodiert waren, besät. Geschütze lagen herum, zerschmettert und aus ihren Kassetten gebrochen. Sogar die Felsen waren überall zerplittert und die Felsstücke weithin herumgestreut. Hier war es, wo eine von dem „Radeßky“ abgefeuerte 12-Zoll-Granate einschlug, gerade, als der befehlige Major die Batterie verlassen hatte.

Wir waren kaum bei den Batterien angekommen, als nicht weit von uns eine Granate vom Fort Radovic mit ungeheurem Krachen einschlug. Die Beschießung begann wieder. „Auf so etwas muß man hier immer gefaßt sein“, sagte Hauptmann Chardon und zog mich rasch in eine gedeckte Stellung, von der aus wir nun vorsichtig weiterkrochen bis zu unserem Unterschlupf. Es war gegen Ende Oktober, daß das Schlachtschiff „Radeßky“, von Pola kommend, der Wachsamkeit der Schiffsgeschwader der Verbündeten entging und in die Bucht von Cattaro eindrang. Es warf Anker, mit seiner Breitseite gerade den feindlichen Batterien gegenüber. Ein Fesselballon erhob sich langsam von Deck, beobachtete und ertundete die Stellungen und dann fing das Granatfeuer an. Die ersten Schüsse schlugen ungeheure Felsblöcke von der Felsseite des Gebirges, die mit Getöse niederstürzten. Dann wurde das Feuer methodisch und mit bemerkenswerter Genauigkeit fortgesetzt und brachte zahlreiche Kanonen zum Schweigen. Als das Kriegsschiff darnach etwa 125 Kilometer von den Küstebatterien sich festlegte und daher außer Schußweite war, eröffneten die französischen Kanonen als Antwort ein heftiges Feuer gegen das Fort Brmac.

*

Ein österr.-ungar. Kriegsgefangenenlager.

Anfangs September war die serbische Timotodivision auf österreichischem Boden erschienen und war aufgerieben worden. Dabei machten die österr.-ungar. Truppen 5000 Gefangene. Es galt, die Leute unterzubringen, und man schaffte sie nach Kennermeß bei Gran. Einen Besuch in diesem Lager schildert ein Kriegs-korrespondent folgendermaßen:

Für ein Heerlager war die Sandgegend wie geschaffen. Der Grund ist durchlässig, man brauchte den schlimmsten Feind des Bivats, den Regen nicht zu fürchten, der die Gassen des Lagers anderswo in Moräste verwandelt; stehende Pflühen aber sind die Bruststücke der Seuchen. Man schaffte rasch Zelte herbei, bot den Gefangenen darin ein luftiges Dach, und für alles Fernere mußten sie selber sorgen. Sie mußten nämlich arbeiten — zunächst an ihren eigenen Häusern. Es war nicht leicht, eine neue Stadt aus dem Boden zu stampfen, eine Stadt, doppelt so volkreich, als wie das benachbarte Gran. Die Einwohnerzahl war ja durch russische Züge auf 10.000 und 20.000 gewachsen und vermehrte sich täglich.

Am 2. November hat der Kriegs-korrespondent das Gefangenenlager gesehen, in jenem Zustand,

wo es gewiß am interessantesten ist, nämlich unfertig. Die Gefangenen wohnen noch in ihren hergerichteten Unterständen und daneben stehen knapp vor der Roll-endeung schöne Häuser, die sich die Gefangenen in dem eben abgelaufenen Monat erbaut haben. Die schönsten Häuser bestehen aus drei Gruppen: Einer umgestalteten Glasfabrik, zehn Erdbaraden und zwanzig Fachwerkhäusern des Systems Katona.

Am sonderbarsten sind die Erdbaraden, große, niedrige Hallen von Holz, für je 300 bis 400 Mann. Das flache Dach ist mit Pappe und einer Schichte Kies bedeckt, die langen Seitenwände der Barade lehnen sich an die Erbwälle. Da gleicht das Ganze denn einem großen, halbvergrabenen Schmelzerhäuschen. Fenster im Dach und an den Stirnseiten geben dem Innenraum Licht. Hier werden die Gefangenen in acht oder zehn Reihen neben- und übereinander auf Strofsäcken schlafen. Zwei Riesenöfen und die schützenden Erbwälle schützen vor Frost. Erdbaraden sollen die wärmsten unter allen derartigen Unterständen sein.

Was die Gefangenen einmischen noch bewohnen, sind Souterrainlager einer ehemaligen Spiritusfabrik, Magazine, Zelte, Erdlöcher, Scheunen und dergleichen. Immerhin sind es fürstliche Paläste im Vergleich mit den nassen Schützengraben, in denen die österr.-ungar. Fronttruppen wochenlang sechtend unter ruffischem und unter serbischem Geschöhhagel liegen mußten.



Gefangene Russen beim Ofen im Gefangenenlager.

Warum nun die Gefangenen nicht gleich in ihre schönen Häuser übersiedeln dürfen? Weil die Engländischen Käufe haben — russische und serbische vom Kriegsschauplatz mitgebrachte Kleiderläuse, Milstarbeneere, gegen die man hier mit einer einstweilen ergebnislosen Zähigkeit kämpft. Man hat es mit allen erdentlichen Mitteln versucht und immer nur erreicht, daß die einmal gereinigten Gefangenen von ihren Kameraden neuerdings infiziert wurden. Es ist aber wichtig, das Lager zu aseptisieren; die Kleiderlaus ist Verbreiterin des Flecktyphus, die erste Erkrankung dieser Art wäre der Anfang einer Seuche. Noch war kein Fall vorgekommen, doch Vorsorge tut not, denn der Flecktyphus pflegt mehr Opfer als die Cholera zu fordern.

Man hat sich zu folgendem Verfahren entschlossen: An einem bestimmten Morgen müssen alle Gefangenen ihre bisherigen Quartiere verlassen; die Leute werden mit heißem Sublimatwasser und Schmierseife gewaschen; gleichzeitig kommen Kleider und Wäsche in Desinfektionsapparate unter strömenden überhitzten Wasserdampf. Hierauf bezieht alles die neuen Wohnräume. Der große Waschtag steht nun nahe bevor. Man wird dann ein Waggon Lagerdecken, 17 Waggonen Wäsche (für jeden Gefangenen eine Garnitur) und 12.000 Wintermäde verteilen, die das Kriegsministerium geschickt hat. Eine halbe Million Kronen kostet allein die Bekleidung der Gefangenen. Die meisten kamen aus Krasnik und Komarow; sie hatten vor dem Sturm ihr Gepäck dort abgelegt und waren meist so gut wie in der Unterwäsche in unsere Hände gefallen. Wenn erit die Gebäude fertig und bezogen sind, werden die Gefangenen eine große Wasserleitung und eine elektrische Bahn schaffen müssen. Vorläufig muß man das Wasser noch mit der Eisenbahn heranziehen.

Kennermeß hat eine schreckliche Choleraepidemie mitgemacht. Von zwei Seiten, aus Serbien und aus Rußland auf einmal, war die Seuche eingeschleppt worden und trat mit vulkanischer Gewalt auf. Man zählte in wenigen Tagen über 1500 Erkrankungen, über 700 Todesfälle. Die Gefahr war unheimlich groß, angeichts der Kriegerzahl von Gefangenen und der Nähe der ungarischen Hauptstadt. Es gelang zuerst die

Sterblichkeit von 60 Prozent auf 26 herabzudrücken, und dann der Seuche den Garaus zu machen. Mitte Oktober ist sie erloschen.

In den hübschen Spitalsbaraden von Kennermeß liegen wohlgepflegt, betreut von gefangenen russischen Ärzten und Feldchirurgen, nur mehr einige Typhus- und Lungenfranke, dann Leute, die an Nachwehen der Cholera leiden. Die Cholera hat nämlich bei einigen Patienten Branderscheinungen hinterlassen, man mußte einen Krusen zum Beispiel beide Unterschenkel, einem anderen die Zehen amputieren. Der medizinischen Wissenschaft sind solche Fälle nie vorher begegnet.

Ein Problem für sich ist die Ernährung der Massen. Die Gefangenen erhielten anfangs die volle Friedenration unserer Soldaten, die Krusen klagten über Hunger. Sie wollten weniger Fleisch und dafür mehr Brot und Gemüse. Nun paßte man die Nahrung ihren heimischen Gewohnheiten an, gibt ihnen dreimal wöchentlich Fleisch und sonst Umarmen von Grüze, Kohl, Kartoffeln, Graupen. Da betteln sie noch um Brot und sind froh, daß man es ihnen von ihrer Löhnung abzieht. Die Wachoffiziere des Lagers erzählen staunend, welche Quantitäten der Russe verlangt und verträgt. Den Bestimmungen des Völkerrechts zufolge muß der Gefangene genau wie der heimische Soldat besoldet und betätigt werden. Die Krusen geizen mir die vorge schriebene Brotportion unserer Soldaten und nennen sie verächtlich einen Broden. Unsere Soldaten können ihr Kommissbrot bekanntlich kaum bewältigen.

Als einige Herren des Kriegspressequartiers das sonst streng abgeschlossene Lager am 2. November besichtigen durften, zeigte sich die Landschaft im Herbstsonnenschein besonders günstig. Der Kommandant, Generalmajor Linhart, hatte 6000 Mann des Südlagers zum Empfang antreten lassen, durchwegs Krusen. Sie standen dichtgedrängt in Reihen da, meist in ihren Monturen, erliche in Ziniräden oder Hüten. Manah einer mit dem Georgskreuz. Was dem Ankömmling zunächst auffällt, sind die zufriedenen, unendlich gutmütigen Gesichter der Leute. Die Front strahlt von freundlichen blauen Augen.

General Linhart ist prädestiniert für sein Amt. Er hat als Generalstabler Jahre in Rußland verbracht und dann lange Zeit die russische Abteilung unseres Evidenzbüreaus geleitet; da kennt er denn Sprache und Art seiner Untergebenen. Er tritt vor — übrigens merkwürdig, wie sehr General Linhart dem Chef des Generalstabes, v. Conrad, ähnelt — und begrüßt die Gefangenen auf russisch: „Wie geht es euch, Kinder?“

„Danke, gut, Euer Hochwohlgeboren,“ erwidert ein brauner Chor.

„Habt ihr Wünsche?“

„Ja!“ Ein Russe möchte Schnaps. Damit kann man ihm nicht dienen. Ein Deutscher will baden, man vertritt ihn auf die Duschantafel, die eben im Bau ist. Alle aber bitten um noch mehr Brot. Als sie hören, daß der General ihnen eine Zubuße bewilligt, danken sie in tausendstimmigem Chor.

Der Kommandant schickt sich an, die Reihen zu durchschreiten. Blitzgeschwindigkeit, mit einer Genauigkeit ohnegleichen, springen die nächsten Männer zurück und eröffnen dem General eine breite Gasse. Wir durchschreiten sie der Kühle zu. Hier sucht man in sauberen Kesseln die Mahlzzeit für 3000 Mann. Der Stubenälteste kommandiert ein donnerndes „Smirno!“ (Sabb acht!) und alles steht wie aus Stein gehauen. Es ist eine Freude, die gutgewachsenen, disziplinierten hellblonden Jungen zu sehen. Der erste da ist aus Samara und zusammen mit 500 Mann bei Krasnik gefangen worden. All ihr Gehorsam und ihre Gutmütigkeit verhindert sie übrigens nicht, wie die Raben zu stehlen. Der Stabsarzt mahnt uns, wohl auf unsere Taschen zu achten. Die Neigung zu kleinen Diebereien ist ihr einziges Laster, die Ursache von Streit. Wenn der Stabsarzt die Leute untersucht, bringen sie, mißtrauisch aufeinander, alle ihre Habseligkeiten, sogar ihr Lagerstroh mit zur ärztlichen Visite, damit man es daheim nicht maule.

Im Marodenzimmer zeigt man uns ein paar Leichtränke. Sie liegen in eisernen Kasernenbetten, mit Flaneldecken bedeckt, auf Strohsäcken und Kissen, alles musterhaft sauber.

Das Sanitätspersonal bekommt volle Kriegsgelöhner, die russischen Ärzte nebst ihrem Gehalt die Berechtigungszulage.

Jeden Samstag und Sonntag ist Gottesdienst für die Prawoslawen auf freiem Felde bei einem Kreuzifix. Wenn der Priester da bei der Weischnja (Weipser) für Kaiser Franz Josef betet, bekreuzigen sich die Gefangenen andächtig mit.

Es gibt auch einen Sängerkhor unter den Leuten. Er trägt als erstes Lied den ungarischen Hymnus vor. 6000 Mann entlockten die Häupter, dann folgen sentimentale, endlich muntere russische Lieder. Solisten sind ein Gefangener namens Bajzewitsch vom Kiemer Kolosseum, der ein bekannter Komiker sein soll, und Wassili Smitrow, Mitglied eines Moskauer Chantants. Die Masse der Gefangenen hat verkürt dem Gesang gehorcht. Als der General dankt, tönt es aus allen Reihen: „Wir haben's gern getan. Euer Hochwohlgeborn.“ Als er Abschied nimmt, begleitet ihn ein ehrliches, vieltausendfaches Hurra. Die lange Front schwenkt die Mützen.

Wie ist es nur möglich, so viele feindliche Soldaten im Zaum zu halten? Die Frage macht dem Kommandanten kein Kopfzerbrechen. Zwei schwache Landsturmbataillone besorgen den ganzen Dienst. Als heute morgens jene 6000 Russen vor General Vinhart aufmarschierten, trat eine Berechtigung von — zwölf Mann unter Gewehr. Das Lager ist nicht einmal umzäunt — das mußte erst nachgeholt werden. Ein guter Teil der Gefangenen ist weit draußen ganz allein mit Bauarbeit beschäftigt; einer fährt als Kutscher über Land, dennoch sinnt niemand auf Flucht oder Widerstand, ja, die Nachbarschaft klagt nicht einmal über Feldschaden. Ein einzigesmal wollten russische Offiziere irgendetwas veranstalten, man weiß nicht recht, was, denn der Plan kam gar nicht zur Reife; gefangene Soldaten haben ihre eigenen Offiziere der Wache verraten. Nun

sind die Offiziere insgesamt nach anderen Lagern verbracht worden, in Kenyermezö ist Ruhe.

Die russischen Offiziere sind auf verschiedene ungarische Komitate verteilt worden, meist in Landeshöfen. Das ist zu betonen, weil die Presse des Dreierbundes über die „miserable Behandlung der gefangenen Offiziere“ Schauerermären verbreitete. Diesen Nachrichten zufolge hätten die Offiziere gemeinsam mit Choleraerkranken kampieren müssen. Eben unter Berufung auf die Schauerermären bat ich den Kommandanten, nach absolviertem offiziellen Besuch des Lagers noch allein umhergehen, die Untertünfte mustern, mit den Gefangenen reden zu dürfen. Den amtlichen Versicherungen, sagte ich, glaube man nicht überall — vielleicht wird man sich durch einen unabhängigen Publizisten eher überzeugen lassen. Der Generalmajor gab mir die angelegte Erlaubnis ohneweiters.

Ich habe nicht alle Lager gesehen, denn dazu hätte ich Tage gebraucht, aber ich durfte das Gelände im Auto durchqueren, mir frei den Weg wählen und halten, wo es mir beliebte. So sah ich die Gefangenen an der Arbeit und im Müßiggang. Hier badeten ein paar im Bach und sonnten sich, dort trugen andere Balken herbei zum Bau einer Barade, Stroh, Strohstäbe, stets eskortiert von ungarischen Landsturmmännern mit langen Bajonetten. Vor den ungarischen Landsturmmännern haben die Serben eine Heidenangst noch von den südlichen Schlachtfeldern her; sie nennen die Ungarn Numeraschi, weil sie im Gegenjag zur k. u. k. Infanterie Bataillonsnummern an der Kappe tragen. Ein Teil der Gefangenen haust in einem kolossalen Zirkuszelt, 3000 Juden in einem Meierhof. Die Mazedonier vertrugen sich mit ihren serbischen Brüdern nicht, man mußte sie gesondert in Hütten unterbringen. Ein Haus mitten im Lager ist für Weiber reserviert, die da mit ihren Kindern wohnen; es sind Frauen, die sich am Kampf oder an Verräterien beteiligten und auf dem Schlachtfelde selbst gefangen wurden.

Ich sehe Tataren, Tjbertessen, Kosaken, Deutschrussen, Montenegroiner, Schöne, hochaufgeschossene Männer vom Balkan und kleine Sibirier mit fast japanischem Typus. In jedem russischen Truppkörper ist ja das ganze Reich vertreten. 75 Prozent der Mannschaft



Gefangene Russen im Lager von Kenyermezö.



Montenegrinische und serbische Gefangene.
(Im Vordergrund rechts zwei Bandenführer.)

rekrutierten sich aus der russischen Bevölkerung des Erzgänzugsbezirkes, der Rest ist aus allerhand fernem Fremdbölkern des weiten Reiches zusammengewürfelt. Die Fremden stellen unter den Gefangenen das stärkste Kontingent. Es gibt in Kennermezd zum Beispiel elf Prozent Mohammedaner, während im russischen Heer nur drei von hundert Männern mohammedanisch sind. Ein Beweis, wie ungenügend die russischen Moslems in den Krieg gezogen sind; sie benötigen auch die erste Gelegenheit, sich ihrer Militärtasche zu entledigen, die den Gesetzen des Korans widerspricht, weil sie einen Schirm hat. Hier tragen viele Moslems den selbigen Fes der Bosnier. Die Mohammedaner sind wegen ihrer Keiligkeit bei ihren hiesigen Vorgesetzten besonders beliebt. Vom Fuß eines Steinbruches ergießt sich ein Gleisfeld von Leinwandzelten.

Da wohnen die Serben. Der Stabsarzt Doktor Wiener hat mir sie als seine unangenehmsten Patienten geschildert; sie seien ungeduldig, wehleidig und neigten zur Tuberkulose; der Baumeister des Lagers, Hauptmann des Ingenieurkorps Rakso, wieder nennt die Serben seine willigsten, geschicktesten Arbeiter, lebhafte, ausdauernde und kluge, aber verlogene.

Man findet blutjunge Burken unter ihnen und ebensoviele alte ausgemergelte Gestalten, einen Bauer zum Beispiel, der mir erzählt, er wäre 48 Jahre alt; er sieht wie ein Greis aus. „Wir sind müde,“ sagt er, „es ist mein dritter Krieg in drei Jahren; nicht einmal Stiefel hat man mir gegeben, ich habe ihn in Strümpfen mitgemacht.“ Er zeigt mir seine schöngeglückten Bauernstrümpfe. Ich frage ihn, ob er in Kennermezd zufrieden sei, ob er genug zu essen bekomme. Da bricht der Mann in helles Weinen aus: „Herr,“ ruft er, „ich lüge dir die Wahrheit: wir haben seit Wochen nichts zu essen, am Morgen keinen Tee, keinen Kaffee, wir liegen in nassen Gruben und das Gliederreißen gönnt mir keinen Schlaf.“ Ich bin bestürzt über die laute Klage; da klärt sich das Mißverständnis auf: der Mann ist eben erst vom Kriegsschauplatz gekommen, erregt vom Getöse der Schlacht, und was er schildert, sind die Zustände daheim in Serbien.

Drei junge Kadetten tragen noch die roten Hosen der Belgrader Militärakademie; sie sind aus dem zweiten Jahrgang unmittelbar in die Front ausge-

mustert worden; sie haben, Knaben noch, die furchtbare Schlacht auf der Cer Planina vom 16. bis 23. August 1914 mitgemacht und kamen bei Zarat-Mitrowiza, als Feldmarschalleutnant Kraus die Timotdivision zerprengte, in Kriegsgefangenschaft. Sie sind Kaufmannsöhne, hübsche, elegante Jungen, selbst in der strapazierten Felduniform noch. Ich will Einzelheiten über das Gescheh bei Mitrowiza wissen, da flammt trotz der ganze Patriotismus der jungen Menschen auf. Es wäre durchaus nicht die Timotdivision gewesen, die dort vernichtet wurde, sondern nur sechs Bataillone, vier des 13., zwei des 15. Regiments, und diese hätten gegen eine ungeheure österreichische Übermacht gekämpft. Ich weise auf die 5000 Gefangenen der Timotdivision hin, die ja hier in Kennermezd sind. Da erwidert mir der Kadett böse: „Bei Schabag sind mehr Österreicher gefallen.“ Ich lenke ab, um ihn zu versöhnen und erkundige mich, wie es ihm hier gehe. Sogleich beginnen er und alle anderen Serben über die russischen Brüder zu schimpfen. „Die Russen lassen uns für sich arbeiten, die russischen Köche stehlen uns den Frühstücker.“ „Ze nun, ihr Armen — für die Russen arbeiten, das müßt ihr nicht nur in Kennermezd, das müßt ihr in Europa auch.“

Es ist Abend geworden, große Trupps von Russen kehren, die einen mit geluckerten Schaufeln, die anderen mit Schiebkarren vor sich, strammen Tritts von der Feldarbeit zurück. Ein ganzes Bataillon der Moskauer Grenadiere Nr. 5, eines Elterregiments, lauter ausgeglichene Männer, naht mit einem frohen Marschlied. Die Arbeit in Kennermezd dauert acht Stunden täglich mit einer langen Mittagspause. Und nun ereignet sich eine Szene von unvergleichlicher Possierlichkeit. Je sechs Mann kriegen am Abend die vom Generalmajor Einhart versprochene Zubuße in Gestalt eines Laibes Brot. Die Russen treten in Sechserreihen an, ein Nonnensoldat reicht den gemaltigen Laib hin, der russische Flügelmann ergreift das Brot und marschiert ab. Die fünf Teilhaber am Brotlaib aber schreiten eingehängt mit, sie halten ihren Flügelmann fest, damit er ihnen ihren Anteil nicht stehle. Bald ist der weite Platz übersät von Gruppen, die über ihr Brotlaib gebeugt, ängstlich genau mit den Daumnägeln Teilstriche in die Brote ritzen und eiferfüchtig wachen, wenn der Flügelmann den Laib feierlich in sechs Teile schneidet.

Am Tor des Lagers hat sich unterdessen ein wahrer Markt entwickelt. Die Gefangenen verbringen ihre Abendstunden gern mit Schnitzerei, und was sie an primitivem Spielzeug verfertigt haben, halten sie am Tor für die Gäste feil: Tierfiguren, Kinderklappern, die besonders kunstvoll ohne Keim und Nägel verfertigt sind, Puppen und Aeroplane.

Man wird aus dieser Schilderung den Eindruck bekommen, daß die serbischen und russischen Gefangenen in Österreich-Ungarn zwar nicht ein Schlaraffenland fanden, daß sie aber erträglich gehalten und auskömmlich gepflegt wurden. Es ist nötig, das ganz besonders zu betonen — wir werden später sehen, wie man in Rußland, England und Frankreich die Kriegsgefangenen behandelte.

Die zweite Schlacht bei Lemberg.

Die österr.-ungar. Truppen hatten, wie wir gesehen haben, am 4. September aus strategischen Gründen, und ohne zunächst von den Russen verfolgt zu werden, die galizische Hauptstadt geräumt. Während sich so der rechte Flügel der österr.-ungar. Heeresmacht vor dem numerisch weit überlegenen Feinde zurückzog, wurden auf dem linken Flügel und im Zentrum die Siege bei Jamosz und Tomaszow zu einem nachdrücklichen Vorstoß gegen Lublin ausgenutzt. Die österr.-ungar. Hauptarmee in Ostgalizien hatte sich zunächst hinter der Grodeker Teichlinie zu einem neuen Vorstoß gruppiert. Am 5. September 1914 wurde aus dem österr.-ungar. Hauptquartier gemeldet:

Nach den ermüdenden Kämpfen in Ostgalizien und am Bug dauert die Ruhepause bei den Truppen fort. Die Russen sind offenbar aufs äußerste erschöpft; auch sie haben ihre Offensive ein für allemal eingestellt.

Unsere Truppen ziehen ihre Trains heran, ordnen den Verpflegs- und Munitionsnachschub, die hier und da zerrissenen Verbände, kurz, sie reetablieren sich.

Nur vor Lublin wird immer noch um bestmögliche Stellungen gekämpft.

Die Bahnen sind mit dem Transport von russischen Gefangenen beschäftigt; die Gefangenen sind bei uns mit ihrem Los voll auf zufrieden.

Am 9. September aber wurde bereits amtlich veröffentlicht:

„Im Raume von Lemberg hat eine neue Schlacht begonnen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Höfer, Generalmajor.“

Es folgten amtliche Telegramme:

10. September. Die Kämpfe um Lemberg dauern mit ungeminderter Heftigkeit fort.

Man sieht die Situation zuversichtlich an. Während des heutigen Kampfes befanden sich Armeeeoberkommandant Erzherzog Friedrich mit seinem Generalstabschef G. d. J. Freiherrn Conrad sowie Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef auf dem Schlachtfelde.

12. September. In der Schlacht bei Lemberg gelang es unseren an und südlich der Grodeker Chaussee angesetzten Streitkräften, den Feind nach fünftägigem harten Ringen zurückzudrängen, an 10.000 Gefangene zu machen und zahlreiche Geschütze zu erbeuten; dieser Erfolg konnte jedoch nicht voll ausgenützt werden, da unser Nordflügel bei Rawa Ruska von großer Übermacht bedroht ist und überdies neue

russische Kräfte sowohl gegen die Armee Danil, als auch in den Raum zwischen dieser Armee und dem Schlachtfelde von Lemberg vordrangen.

Angeichts der sehr bedeutenden Überlegenheit des Feindes war es geboten, unsere schon seit drei Wochen fast ununterbrochen heldenmütig kämpfenden Armeen in einem guten Abschnitt zu verjammeln und für weitere Operationen bereitzustellen.

14. September. Die Truppen haben sich in ihren neuen Stellungen verjammelt, ohne auf dem Marsch dahin vom Feinde erheblich beunruhigt worden zu sein.

Die Russen sind offenbar vom langen Kampf ermattet.

Über 10.000 gefangene Russen und 80 erbeutete Geschütze werden von den Unseren mitgeführt.

Die Stimmung der Truppen ist trotz schlechten Wetters vorzüglich.

Offizier wie Mann sehen neuen Kämpfen zuversichtlich entgegen.

15. September. Der Sieg an der Huczwa hatte eine Kriegslage geschaffen, die es ermöglichte, zu einem Angriffe gegen die in Ostgalizien eingebrochenen, sehr starken russischen Kräfte vorzugehen. In Erkenntnis der Notwendigkeit, unsere nach den Geschehnissen östlich Lemberg zurückgegangene Armee zu unterstützen, erhielt die in der Schlacht bei Komarow siegreich gewesene Armee den Befehl, gegen den geschlagenen Feind nach kurzer Verfolgung nur untergeordnete Kräfte zurückzulassen, ihr Gros aber im Raume Karol-Uhnow zur Vorrückung in der ihrer bisherigen Angriffsrichtung fast entgegengesetzten Richtung Lemberg zu gruppieren, was schon am 4. September durchgeführt war.

Die Russen schienen nach ihrem Einzuge in die ihnen kampflös überlassene Hauptstadt Galiziens einen Plankenstoß in der Richtung Lublin vorzuhaben, wobei sie unsere hinter die Grodeker Teichlinie zurückgeführte Armee wohl vernachlässigen zu können glaubten. Indessen stand diese Armee bereit, in die zu erwartende Schlacht unserer nun vom Norden gegen Lemberg anrückenden Armee einzugreifen.

Am 5. September war letztere Heeresgruppe bereits über die Bahnstrecke Rawa Ruska-Hornic hinausgelangt. Weiterhin mit dem linken Flügel den Raum von Rawa Ruska behauptend, schwenkte sie mit dem rechten Flügel am 6. September bis Kurnik ein und trat am 7. September in ersten Kampf gegen starke nordwärts verschobene feindliche Kräfte.



Gesamtbild auf Lemberg.

Mit Tagesanbruch des 8. September begann aus der 70 Kilometer breiten Front Komarow-Kawa Ruska unser allgemeiner Angriff, der bis zum 11. September durchaus erfolgreich war, und namentlich am südlichen Flügel nahe an Lemberg herangetragen wurde.

Trotz dieser Erfolge wurde es notwendig, eine neue Gruppierung unseres Heeres anzunehmen, weil sein Nordflügel bei Kawa Ruska bedroht war und frische, weit überlegene russische Kräfte sowohl gegen die vorwärts Krasnik kämpfende Armee, als auch im Raume zwischen dieser und dem Schlachtfelde von Lemberg vorgingen.

Wie in allen bisherigen Schlachten und Gefechten haben unsere braven, nun schon seit drei Wochen ununterbrochen kämpfenden Truppen auch vor Lemberg ihr Bestes geleistet und ihre Bravour und Tüchtigkeit abermals erwiesen. In der fünfjährigen Schlacht hatten beide Teilschwere Verluste. Namentlich bei Kawa Ruska wurden mehrere Nachtangriffe der Russen blutig abgewiesen. Gefangene Russen, darunter viele Offiziere, wurden wieder in Massen eingebracht.

Aus den Ausweisen unserer leitenden Etappenbehörde geht hervor, daß bisher 41.000 Russen und 8000 Serben ins Innere der Monarchie abgeschoben wurden. Bisher wurden über 300 Feldgeschütze im Kampfe erobert.

Resumierend kann hervorgehoben werden, daß unsere Armeen bisher in aktivster Weise und im heldenmütigsten Kampfe dem numerisch überlegenen, tapferen und hartnäckig kämp-

jenden Feinde erfolgreich entgegenzutreten konnten.

Die österr.-ungar. Offensive hatte also zunächst nicht zu dem gewünschten Erfolg geführt, da die Russen frische Kräfte einsetzten, gegen die anzustürmen nicht aussichtsvoll erschien. Trotz der Erfolge, welche durch die Einbringung von rund 10.000 Gefangenen und die Erbeutung zahlreicher Geschütze entsprechend gekennzeichnet wurden, mußte die Neugruppierung vorgenommen

werden. Die Russen waren offensichtlich derart erschöpft, daß sie nur sehr langsam folgten.

In einem ausführlichen Bericht aus dem Hauptquartier wird über die zweite Schlacht bei Lemberg gesagt:

Die Schlachten pfl egten früher nicht eben lang zu dauern. Die von Rossbach war in zwei Stunden zu Ende, die Schlacht von Liegnitz dauerte drei Stunden. Unter den napoleonischen Schlachten waren die längsten die von Aspern und Leipzig, von denen die erste 21 Stunden, die letztere drei Tage währte. Die dritte Schlacht von Wewna schlug diesen Rekord mit sechsmal 24 Stunden.

Die Schlacht von Mukden dauerte vom 27. Februar bis zum 13. März auf einer Front von 120 Kilometer mit einer Streiterzahl von 600.000 Mann. Bei Königgrätz waren ihrer rund 450.000 gewesen, bei Leipzig 470.000. Die Schlacht bei Lemberg nun ist nicht nur die langwierigste gewesen, sie ist auch die ausgedehnteste Schlacht der Geschichte mit der größten Zahl von Kämpfern.

Ein Berichterstatter schildert seinen Eindruck vom Schlachtfelde vom 12. September folgendermaßen:

Im Bereiche der Schlacht! Durch friedliche Landschaft nähern wir uns dem dumpfen Grolsen der Geschütze. Die Gegend wird einsamer, niedergebrannte Häuser zeigen den Weg an, über den die Entscheidung dahin gerast ist. Eine zerstückte Ruine ist von den Russen stuchartig verlassen worden. Eine halbe Stunde hinter dem Orte zieht sich eine Höhenwelle dahin, links dahinter ragt ein Wäldchen empor, rechts da-

gegen schneiden Baumgruppen, mit Buschwerk verlegt, den Horizont ab. Auf dieser Höhe, durch den Kamm vor dem Feinde verdeckt, sind schwere Haubitzen aufgeföhren, daneben in Staffeln Feldbatterien. Man unterscheidet ihre Arbeit schon mit dem Ohre, das hellere Knattern von dem dumpfen Grollen. Tiefer unten in der Deckung ist ein großer Munitionspart aufgestellt, von dem aus zu den Geschützen die Geschosse gebracht werden.

So weit das Auge reicht, erstreckt sich ein sanft gewellter Boden dahin, mit einzelnen Abschnitten Waldes durchsetzt. Die Gegend scheint unbesetzt, leer bis auf einzelne Leute, in denen man Patrouillen und Ordonnanzen erkennt und Leichtverwundete, welche die nächste Sanitätsstation aufsuchen. Still scheint das Hügelland zu liegen; in den Lüften aber heult es zuweilen auf, Schrapnells plätschen dort oben mit gelbem Feuerstrahle und dumpfem, hartem Knall, ihren Kugelregen zur Erde niederschleudernd. Gottlob gehen sie zu hoch, folgen einander nur in unregelmäßigen Zwischenräumen, ziellos in Zeit und Raum. Gelten sie dem auf der Erde hinter einer Bodenwelle ausruhenden Fesselballon? Oder der Artillerie, deren gedeckte Stellung nicht auffindbar ist? Die Russen scheinen den ganzen Raum hinter der Höhenwelle abzustreuen, auf gut Glück.

Oben auf dem Höhenkamme daselbe Bild: Kein Feind zu sehen, ebensowenig die eigenen Truppen, obwohl ein Jägercorporal uns die Stellung der österr.-ungar. Infanterie mit dem Finger weist. Alle sind sie eingegraben, verdeckt bis zum Kopfe; nur die frisch ausgeworfenen gelben Erdhügel sind sichtbar und deuten die Stellungen an.

Wieder hebt der Donner der Geschütze von neuem grollend an, dazwischen ist der schwächere Schall des Gewehrfeuers hörbar, oben zischen, gurgeln und heulen die Stimmen der Schrapnells. Das ist die schaurige Leere des Kampffeldes.

Auf dem Rückzuge begegnen wir einem Trupp von gefangenen Russen. Stummegeben, totmatt sind die Leute. In einiger Entfernung weiter rasten abermals ungefähr 1000 russische Gefangene, von den österr.-ungar. Landsturmmännern bewacht. Sie sind in der Nacht beim Sturme auf das Wäldchen gefangen worden. Denn dieses Wäldchen und diese Buschgruppen waren noch am Donnerstag in den Händen der Feinde gewesen. „Zweimal hatten die Unseren vergeblich gestürmt“, erzählt ein deutscher Alpler von der Bedeckungstruppe. „Wir haben doch das Gehölz genommen und diese Kerle eingefangen!“ fügt ein Ungar bei. Immer wieder



Zeltlager der österr.-ungar. Truppen bei Lemberg.

erzählen die Leute, wie sie mit dem Bajonette gestürmt haben.

Man erkennt deutlich, daß die Russen seit gestern an Boden verloren haben.

Feldküchen mit rauchenden Schloten fahren vor und versorgen unsere braven Truppen mit Nahrung, soviel sie brauchen. Selbst bis in die rückwärtigen Kampflinien wagen sie sich vor.

Ein Postautomobil gibt eben in dem Ortchen, nur 2500 Meter hinter der Artillerielinie, Briefschaften für die Feuerlinie ab.

Hier geht es den Verwundeten gut, denn hier gibt es sogar noch eine Eisenbahn, hieher bringt man alle Verletzten; sie sind bereits säuberlichst verbunden, tragen rote Marken auf der Brust, auf denen die Art ihrer Verwundung vermerkt ist, um langwierige neuerliche Untersuchungen zu ersparen. Die Schwerverwundeten ruhen auf Tragbahnen, die anderen auf Strohh oder sitzen plaudernd umher. Auch Russen sind darunter. Die Verwundetenzüge stehen bereits unter Dampf, die Wagen mit Liegestätten und sauberer weißer Spitalswäsche versehen. Die Leute sind alle guter Laune und gesprächig. Rührend ist die Fürsorge der Sanitätsoldaten; sie gehen mit den Verwundeten wie mit ihren Brüdern um; sie fragen einen Magyaren, ob er nicht mit seinen Landsleuten beisammen sein möchte und sehen den Kranken jeden Wunsch von den Augen ab. Beim Einsteigen in den Zug weist ein Ungar, der nur ein Bein gebrauchen kann, stolz jede Hilfe ab. Der Zug rollt davon, aber schon wartet ein anderer auf neue Verwundete, die zu Fuß kommen oder mittels Wagen herbeigefahren werden. Deshalb stehen in diesem Gefechtsabschnitte die Sanitätsanstalten selbst leer, da alle Verwundeten sofort direkt vom Schlachtfelde fortgeschafft werden.

Das alles haben wir gesehen; in uns ist damit neuerlich die alte Zuversicht erfrischt worden, daß die österr.-ungar. Truppen, diese wohlgeübte und wohlverpflegte Armee, auch diesen gewaltigen, schweren Kampf mit Ehre und Erfolg bestehen werden.

*

Am 11. November wurden einzelne Mitglieder des Kriegspressequartiers an die ostgalizische Front gesandt, um sich durch den Augenschein vom Stande der Kämpfe zu überzeugen. Aus den Berichten, die ein wertvolles Bild wenigstens eines Teiles der Riesenschlacht geben, möchten wir hier einiges anreihen. Der Kriegsberichterstatter Emil Oplata schildert seine Eindrücke unter anderem folgendermaßen:

Anfangs blickten wir bei unserer Abfahrt nach der Front gespannt in die stark beleuchtete Nacht.

Zwei Stunden dauert die Fahrt bis ins Hauptquartier, von wo es dann morgens weitergeht. Die Reise geht glatt und die Spannung läßt nach, und wir

beginnen zu sprechen, als wäre es ein Ausflug ins Freie.

Von Zeit zu Zeit bleibt unser Automobil stehen, um dem wachhaltenden Landsturmmann, der die deutsche Sprache nicht beherrscht, Ziel und Zweck unserer Fahrt anzudeuten, worauf die Quer über die Straße gelegten Querbäume sich heben. Immer öfter werden wir angerufen und um Feldruf und Lösung befragt, wir passieren dunkel umrissene Festungswerke und schließlich hält unser Wagen auf dem großen Marktplatz der Stadt, in der sich heute das Operationsoberkommando befindet. Nach wenigen Stunden der Nachtruhe begegnen wir vor dem Offizierspavillon eines weitläufigen Militärlagers mit zwei- und dreistöckigen Steinbaracken als einem der ersten Frühhaussteher dem Oberkommandierenden General der Infanterie Erzherzog Friedrich, und bald darauf können wir auch den Chef des Generalstabes General der Infanterie Baron Conrad von Hörsendorf, mit gekreuzten Armen unter dem langen beschragenen Kadmantel, sehen. Generalstäbler, Ordnonanzoffiziere, Autofahrer.

In der von Polen und Juden etwa zu gleichen Teilen bewohnten Stadt überwiegt heute das soldatische Bild, und auch alle Geschäftsläden sind von militärischen Käusern gefüllt, von denen viele sich mit Winterjachen versorgen. Erst gegen 11 Uhr vormittags wird uns erlaubt, die Autofahrt an die Front fortzusetzen. Auf der nordöstlich führenden Straße stehen Tausende galizischer Bauernwagen, mit zwei kleinen ausbauenden Pferdebock bespannt, von den ruthenischen, polnischen und jüdischen Besitzern gelenkt und von Trainmannschaften in tadelloser Reihe gefahren. Führende Munitionskolonnen werden überholt, deren Vorwärtstreben uns erfreulich beweißt, daß es vorwärts geht. Auf den Bauernwagen türmen sich wohlgepackte Tausende von Kisten mit Konservendbüchsen und aus einer hart an der Straße stehenden Korpsfeldbäckerei werden Zehntausende Brotportionen fortgeführt. Wir haben wohlgeordnete Reihen mit Munitionsnachschub vorsfahren, die in schier endloser Kette hin- und herziehen, Reservern marschieren in Bieerreihen, die Offiziere noch zu Pferde, hie und da einen mederbereitenden Dragoner in grellroten Hosen und grauüberzogenem Helm, eine kleine Telefonabteilung an der Arbeit, eine gestörte Verbindung in Minuten wieder herzustellen. Überall fahren bald rasch, bald langsam die Feldküchen, diese Hauptstützen der modernen Kriegführung mit ihren wochenlangen Schlächten. Man erträgt es überraschend leicht, vierzehn Tage und Nächte ungewaschen in schmuckstarren Kleidern zu schwitzen und zu frieren, aber was wäre aus unseren braven Soldaten geworden, wenn sie nicht wenigstens am Abend ihre tochenheiße Suppe mit dem in die einzelnen Fajern aufgelösten Rindfleisch und kräftigem Gemüse, und gegen Morgengrauen einen erfrischem heißen Tee in den jo dankbaren Wagen bekämen!

Wir erreichen, vorbei an etlichen gefesselt geführten Spionen, die mit Verrat und Brandstiftung den Russen dienten, vorbei an ruhig auf ihrem Felde arbeitenden Bewohnern einer deutschen Sprachinsel, vermutlich in der Zeit Kaiser Josephs hieher verpflanzt, eine kleine Stadt, die wieder voll Soldaten, zumest Panzfürern, steht, die aber trotz der hörbaren Nähe des Schlachtlärms bisher nur von den Reichsten verlassen wurde, in dessen die Mehrheit der Bevölkerung ruhig ihren Geschäften nachgeht oder die vorüberkommenden Soldaten und Gefangenen anstarrt; die kleinen Kinder blieben spielend auf der jo dicht besetzten Straße. Am nordöstlichen Ortsausgang erleben wir eine Panne, aber wir hätten wohl ohnedies aussteigen müssen, denn das eigentliche Kampffeld liegt unmittelbar vor uns.

Zimmer stärker wird der hallende Kanonendonner und nur langsam beginnt das Ohr genauer zu unter-

schiden. Verworren heult und brummt es, als wäre man auf einer ungeheuren Schießstätte oder im feindmähigen Manöver, noch immer fehlt uns der eigentliche Kampf. Anders als in manchem Manöver sehen wir wieder in schönster Ordnung lange Munitionskolonnen neben der Straße auf einem weiten, sanft ansteigenden Grasgelände aufgestellt, peinlich genau ausgerichtet, mit dem vordrillsmäßigen Flaggeneichen, der letzten Bestimmung harrend. Auf der anderen Seite der Straße ist eine Divisionssanitätsanstalt eingerichtet, aber es fehlt an Verwundeten. Diese werden von den zahlreichen Hilfswagen vom Verbandplatz gleich nach der nächsten Bahnstation gebracht, die wir später besuchen wollen. Die zahlreichen Fahnen mit dem roten Genfer Kreuz im weißen Feld sollen selbst auf Artillerietragweite Schutz bieten, aber es ist in diesem Kriege schon vorgekommen, daß die russische Artillerie weithin sichtbare Verbandplätze mit Schrapnells überschüttete, freilich ohne die heilbesnützigen Ärzte zu bezirren, die im wolkenbruchartigen Niederprasseln der Füllkugeln ausbarren. Immer mehr donnern die Geschütze und fesseln unsere ganze Aufmerksamkeit. In einem Gefühl harter Beklemmung sehen wir in der Ferne weiße Rauchwälfchen zerplätschen, sie und da fahlgelben Bligkeisen, dann wieder hochaufwirbelnde Rauchfontänen einschlagender Granaten. Hellgelb leuchtet die langgestreckte, unterbauchte Gestalt eines niedergeholten Fesselballons entgegen, der uns die Stellung unserer Artillerie verrät. In sehr rascher Folge erdröhnen schwere Feldgeschütze, bald ferner, bald näher, wie bei einem ausgedehnten Gewitter. Dann feuern wieder ganze Batterien und man ahnt, daß die gegnerische Artillerie auffährt oder eine feindliche Reserve vorgeworfen wird und gute Ziele bietet.

Der Artilleriekamp ist sehr lebhaft und wird wohl noch den ganzen Tag dauern, denn in der Regel ist es erst abends möglich, den Gegner in seinen tief eingegrabenen Stellungen Mann an Mann zu packen. Der Tag gehört der Artillerie, die Nacht der Infanterie und dem Bajonett. Wir gehen an einigen abgebrannten Häusern vorüber, und an einer Mauer lehnt ein aus drei Balken gezimmertes, einfaches Gerüst, an dem die Leiden von sieben Aufgehängten baumeln, Dorfbewohnern oder Spionen, die durch das Niederbrennen der Häuser den Russen verraten haben sollen, daß die österreichischen Truppen kommen. Umweil sehen wir die auffallenden Gerüstwagen einer sogenannten Kriegsbrüdenequipe mit den umgekehrten Breitbooten und Prähmen, Wagen voll langer Balken und Eisenklammern, dann wieder Feldbüchsen, Bauernwagen mit Verwundeten, Reihen von Gefangenen, das Ergebnis des Kampfes der letzten Nacht und des frühen Morgens. Sie alle werden nach rückwärts abgeschoben. Mutig bringen auch zwei Postautomobile zur Front vor, die einer ganzen Division, die seit Tagen in vorberster Linie liegt, die Feldpost bringen wollen.

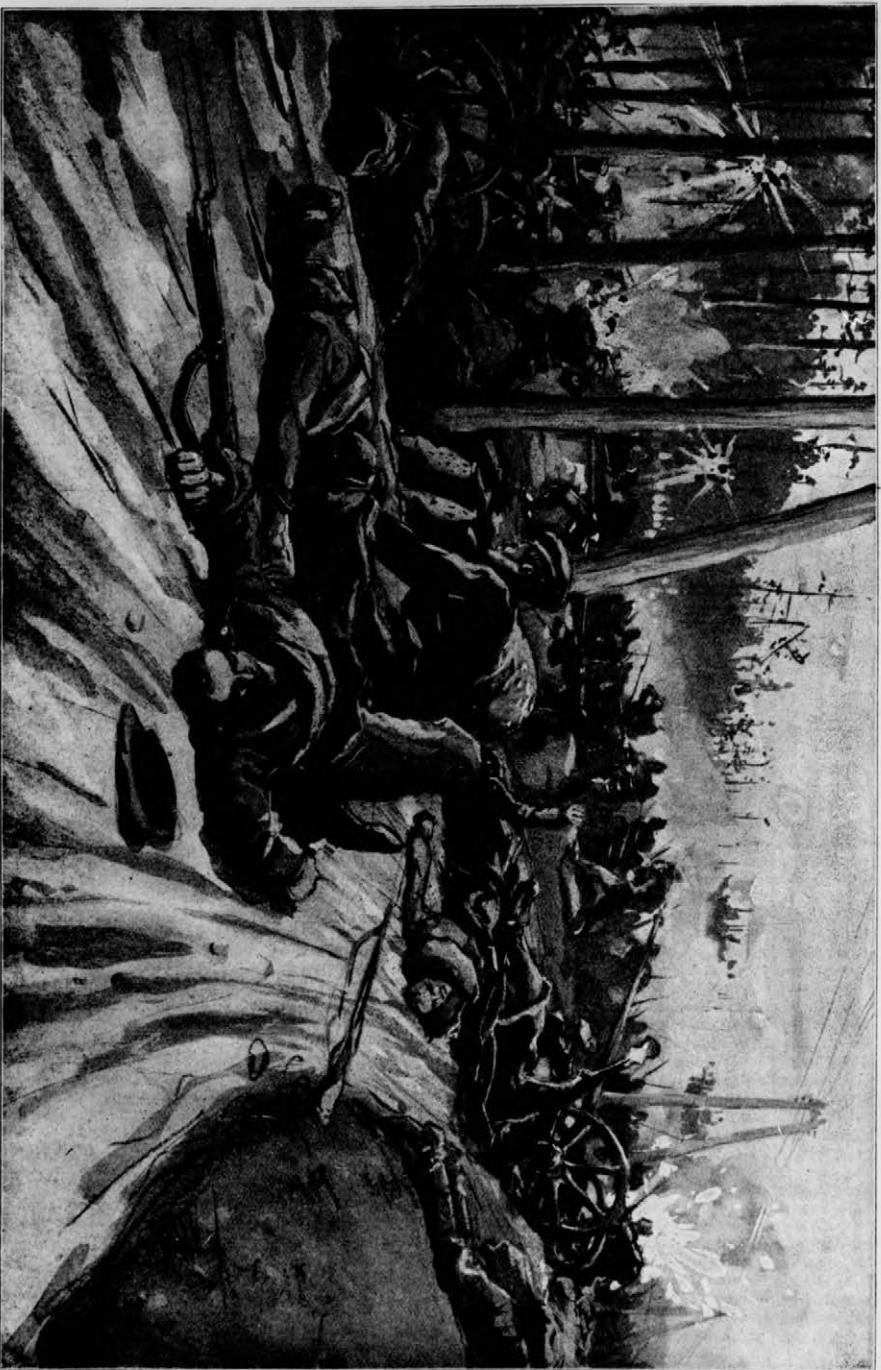
Von allen Seiten erdröhnen die Salven der beiderseitigen Artillerie, und dicht bei einem vorliegenden Wäldchen erblicken wir die ersten Feuerstellungen unserer schweren Haubitzen. Wir sehen die Quelle der brummend davonjaulenden Schwergeschütze und lernen die Töne unterscheiden. Feilschnell jurren Granaten und Schrapnells durch die Luft, diese hoch oben mit höllischem Pfeifen ihre Füllkugeln austretend, jene im Einfallen turmhoch Erdstaubwolken emporreichend und die Sonne verdunkelnd. Wir kommen an einem verlassenen Haus vorüber. Das Dach ist von Granaten kleingeschlagen, wir sehen eine Bettstelle und eine Nähmaschine zerstückert, den häuslichen Herd mit einem Schlag vernichtet. Wieder kommen verwundete Infanteristen vorüber und Patrouillen, die das Schlachtfeld des Vortages absuchen, trotzdem sie durch das Streufeuer der russischen Artillerie gefährdet sind. Von der Heeresstraße abweigend haben wir auf einem

schmalen Fahrweg ein Feldkreuz erreicht, als zwei zehnder Schritte von uns eine russische Granate in Aufschlag mit ungeheurer Lärm explodiert. Wir sehen uns nicht an und bücken uns in eine Mulde, die wenigstens gegen Granaten schützen könnte. Jeder Versuch, uns vorwärts zu orientieren, mißlingt in der Leere des Gesichtsfeldes und jeder Frontoffizier bestätigt uns, daß er an Kampftagen kaum weiter sah, als seine Kompanie reicht und vom nächsten Nachbar nichts wußte. Mit dem besten Fernglas sieht man von der Feuerstellung der Artillerie, die eben das heutige Kampffeld mit Schrapnells abzuladen beginnt, nur ganz selten die hüpfende Bewegung winziger Erscheinungen, ohne bestimmen zu können, ob es Artillerie oder Wagen sind; eine Minute lang glaubt man, eine kleine Schützenlinie zu erblicken und sieht nichts mehr.

Inzwischen hat das Artilleriegeschloß anheimelnd nachgelassen, die feindlichen Geschütze sehen minutenlang aus, und wir wagen uns weiter vor. Wir sehen geleerte Munitionsvorräte, ausgeschossene Gewehrpatronen, leere Konterbüchsen, kleine Patrouillen sind trotz den sie und da herüberziesenden Schrapnells eifrig dabei, Ausrüstungsstücke und Waffen der Toten und der bereits fortgeschafften Verwundeten aufzukammeln. In den verlassenen Bedungen, schlafen, rasch verfertigten Schützenmulden mit kleinen Kopfaufwürfen, liegen einige Tote, der Beerdigung harrend, im Felde davor auch ein Pferdekadaver und andere Überreste, die wir nicht näher ansehen. Die Toten liegen in ihrem heidtragenden Kleide, das Gesicht nach abwärts, auf demselben Stroß, auf dem sie in der Schwarmlinie die vergangene Nacht verbrachten. Die erste Sorge gilt eben den Verwundeten und die Aufopferung der Sanitätsmannschaften ist wahrhaft erstaunlich. Sie schweben in derselben Lebensgefahr, wie jeder, der in den Bereich des Artilleriefeuers kommt, und sie sehen nur die Särkete des Krieges ohne das betretende Gefühl des Sieges. Leichtverwundete gehen allein zum Verbandplatz, dort führt ein Zäger seinen schwerverwundeten Offizier auf einem Bauernwagen, das Reitpferd hinten nach. Darüber gellen wieder härter die heulenden Geschütze, drei- oder vierhundert Schritte entfernt explodierend. Ganz schwach nur ist Infanteriefeuer zu hören, mühsam erkennt man im Feldstecher die gelben Hügelchen der Schützengräben. In jenem Walde links waren gestern noch die Russen, in der Nacht sind sie beim zweiten Sturm hinausgeworfen worden. Selbst im Walde graben sich die russischen Infanteristen so tief ein, daß sie kaum Ausschuß haben; sie sind aber auch nicht anders als durch flankierendes Feuer oder mit dem Bajonett hinauszubekommen, und für jede zerstücktete Abteilung rücken zwei neue russische Abteilungen in die Front. Mühsam ist der Angriff gegen einen solchen Feind, aber die übermannshohen Wäpfer zagen nicht und zwingen die schwerste Aufgabe. Die Verluste sind groß, aber jeder trägt seine Wunde gemüßlich, als wärs nach einer Dorfzeraerei.

Nach einer Stunde Schauen erblicken wir nicht mehr, als die sich viele Kilometer deh nende ansteigende Fläche mit Weiden und Kartoffeläckern, deren Frucht in heißer Asche gebraten, manchem köstlicher schmeckt als Braten. Weit am Horizont rauchen in Brand geschossene Dörfer und wieder häufen sich über das ganze Schlachtfeld verstreut die plagenden Schrapnellwälfchen und Granatenfontänen; wo immer sich etwas bewegt, hegt diese Hölle nach.

Auf dem Rückweg, der uns noch bei Tageslicht geraten schien, halten wir ein Duzend Gefangene ein, die von vier steiermärkischen Infanteristen weggeschafft werden. Sie sind kaum vorher erwischt worden und machen trotz ihrer gut aussehenden selbgrünen Uniform einen traurigen Eindruck; viellecht sind es Esthen aus den Ostseeeprovinzen oder Letten, denn bei deutschen Worten horchen sie auf. Bald darauf kom-



Die farblosen Dämpfe im grobeheren Kesselwerk vor dem Berg am 29. September 1914.

Nach einer Originalzeichnung von O. Tim.

men wir zu einer Wiese, auf der mehr als tausend Russengefangene lagerten, die von wenigen Landsturmmännern bewacht sind, braven Ungarn, die auf ihren Dienst stolz sind.

Wir erreichten den nächsten Bahnhof, wo die Verwundeten der letzten 24 Stunden in eben geleerte Munitionsgüterwagen geschafft werden. Nur die Schwerverletzten werden in die guteingerichteten Wagen eines ungarischen Sanitätszuges gehoben, und es ist wahrhaft ergreifend, mit welcher zärtlichen Sorgfalt Ärzte, Sanitäts- und Hilfsmannschaften mit den Verwundeten umgehen. Es ist selbstverständlich, daß auch die Russen gut behandelt werden. Man legt Landsleute nebeneinander, damit sie sich unterhalten und einander helfen können. Jeder hat die geöffnete Legitimationskapfel und einen roten Zettel mit der Bezeichnung seiner Verwundung auf der Brust angeheftet, damit den Schwerverletzten in dem nächsten Spital die entsprechende Behandlung zuteil werde. Man sieht deutsche Alpenländer, Zetler, Ungarn, ungarische Rumänen und auch einige Bosnaten; sie alle sind Kameraden in der sorgsamten Pflege echter Kameraden. So schwer die blutigen Opfer dieses Krieges sind, so schrecklich die Trauer ist, die in vielen Familien einzieht, wenn ein Angehöriger gefallen ist, um so dankbarer muß jeder einzelne unserer Samaritern sein, die übermenschlich sich selbst aufopfernd fast jeden Verwundeten retten, und um so zuverlässiger muß das ganze Volk auf den Erfolg unserer wahrhaft heldenmütigen Soldaten vertrauen.

Den Mitteilungen eines anderen Korrespondenten entnehmen wir Folgendes:

Wir hatten Gelegenheit, einen kleinen Abschnitt der Gefechtsfront der Kiesschlacht zu sehen. Schon auf der Fahrt auf einer sehr gut erhaltenen Reichsstraße in der Richtung gegen Osten fühlte man, daß man sich einem Schlachtfelde näherte. Endlose Traintollonnen führen in zwei Reihen in größter Ordnung ostwärts. In den Traintollonnen sah man die charakteristischen Munitionswagen für Infanteriemunition und sehr viel schwere Munitionswagen mit der Artilleriemunition, dann endlose Reihen von landesüblichen Fuhrwerken, beladen mit Brot und Rifen voll Konferven. In entgegengesetzter Richtung fuhrn leere Munitionswagen zur Fassung. Auffallend war die tadellose Spannung, insbesondere der ärarischen Fuhrwerke. Mitten unter den Munitions- und Proviandwagen sah man auch lange Reihen fahrbarer Feldkisten, in deren Kesseln es lustig brodelte. An den Straßenkreuzungen und an sonst übersichtlichen Straßenpunkten standen kleine Landsturmabteilungen zur Sicherung. Man wurde auf der Fahrt wiederholt aufgehalten und in der im Reglement vorgezeichneten Form um Lösung und Feldruf gefragt. Kann man die richtige Antwort geben, so ruft der Posten: „Passiert!“ Dabei sah man wieder, wie stramm die österreichischen und ungarischen Landsturmleute auftraten. Auch ein anderer Transport kam uns entgegen, und zwar einige landesübliche Fuhrwerke, auf denen unter militärischer Bedeckung Leute in Bauernkleidern saßen. Man sagte uns, das seien verhaftete Spione.

Die Straße führte durch kleine Wälder und stellenweise sanft ansteigend oder abfallend durch Aderland. Je weiter man nach Osten vorwärts kam, desto deutlicher hörbar wurde der Kanonendonner. Dieser Kanonendonner dauerte aber nicht ununterbrochen an. Man hörte deutlich rasch hintereinander mehrere Kanonenschüsse, dann ein bis zwei Minuten Pause, und dann wieder rasch hintereinander mehrere Kanonenschüsse. Daraus konnte man schließen, daß die Artillerie, sobald sich Ziele zeigten, innerhalb der Batterie Lagenfeuer abgab und dann wieder auf neu auf-

tauchende Ziele wartete. Man konnte sogar manchmal die sechs Schüsse einer Lage zählen.

Man konnte nun in ein Städtchen, das nur mehr fünf Kilometer von der Gefechtsfront entfernt war. Die Kaufäden sind alle geöffnet, auf den Straßen sieht man viele Leute, hauptsächlich den ärmeren Bevölkerungsschichten angehörnd, und auch viele Kinder, die neugierig die Soldaten anstarrten. Man sieht in diesem Städtchen mehrere abgebrannte Häuser, darunter, nach den Ruinen zu schließen, ganz schöne mehrstöckige Häuser. Auf Umfragen, wieso diese Häuser abgebrannt sind, wird erzählt, daß russische Spione diese Häuser angezündet hätten, um dem Feinde dadurch Zeichen zu geben, daß ein größerer Heereskörper der österreichischen Armee in diesem Städtchen angelangt ist. Gerade zwei Stunden vor unserer Ankunft wurden die Leichen von sieben Spionen von einem Schragen abgenommen. Diese sieben Spione wurden nämlich nebeneinander aufgehängt und dann 24 Stunden lang hängen gelassen. Man sieht auch viele Fuhrwerke mit hochaufgeladenem Hausrat die Stadt passieren und hindertrein die flüchtenden Einwohner geräumter Ortschaften. Andererseits aber sieht man auch schon wieder Fuhrwerke, auf denen Flüchtlinge in die von ihnen verlassenen Ortschaften zurückkehren, nachdem sie gehört hatten, daß ihre Dörfer wieder von österr.-ungar. Truppen besetzt sind.

Beim Verlassen des Städtchens in östlicher Richtung sah man die charakteristischen, noch vollbeladenen Wagen von zwei Kriegsbrüdennequippagen und bald darauf eine Jweibäckerei in voller Tätigkeit. Man konnte auch hier sehen, wie reichlich und umfassend für die Versorgung der in der Feuerlinie stehenden Truppen gesorgt war. Die Feldkisten wurden bis in die nächste Nähe der Schwarmlinie gebracht, das Brot und die Konferven den Leuten zugetragen. Besonders günstig war auch, daß sich in diesem Gebiet viele Kartoffelfelder befanden, auf denen die Ernte noch nicht stattgefunden hatte. Die Leute gruben die Kartoffeln aus, braten sie und haben somit selbst dann eine Nahrung, wenn zufällig an irgendeiner Stelle die Zufuhr versagen sollte.

Nach dem Verlassen des Städtchens kommt man sanft ansteigend auf einen flachen Höhenrücken, dessen höchste Erhebung fünf Kilometer östlich des Städtchens dessen Niveau um 40 Meter überragt. Die Aussicht ist sehr beschränkt, wegen der vielen Wäldchen und kleinen Bodenerhebungen. Etwa drei Kilometer nordöstlich des Kirchturmes des Städtchens sahen wir knapp über dem Boden, gedeckt durch den Höhenrücken, den schwefelgelben Kiesskörper eines der österr.-ungar. Fesselballone. Gerade in der Nähe dieses Ballons fielen viele Schrapnellschüsse ein. Der Ballon war vor unserer Ankunft in den Lüften und die russische Artillerie beschloß nun den Punkt, wo sie den Ballon niedergehen sah.

Man sah dort auch einen eben abgehenden Hilfsplatz. Die Leichtverwundeten marschierten hinter der Hilfsplatzkolonne und waren durchweg guter Laune.

Unheimlich wirkt die absolute Leere des Schlachtraumes. Weder die eigene noch die feindliche Infanterie ist zu sehen, da die Schwarmlinien in Schüßendungen wie eingegraben sind. Verschüßungen oder Verschütungen geschehen unter dem Schutz natürlicher Deckungen, denn wenn irgendwo eine auch noch so kleine Abteilung sichtbar wird, so konzentriert sich auf sie sowohl Infanterie wie Artilleriefeuer. Auch einzelne Männer, Infanteristen wie Reiter, die als Ordnonnangen zurückgehen, lenken das feindliche Feuer auf sich, weshalb sie so viel wie möglich Deckungen benötigen und daher nur selten sichtbar sind. Einen Augenblick lang sah man am Horizont eine Artilleriekolonnie in einer Aufmarschbewegung, aber auch die war gleich wieder verschwunden.

Die Russen haben viel Artillerie. Sie suchen mit ihrem Schrapnellfeuer das ganze Schlachtfeld ab, das

heißt, sie beschließen ganze Räume, es dem Zufall überlassen, ob sich in ihnen österreichische Truppen befinden oder nicht. Oft plagen zwei, drei Schrapnells hintereinander fast am selben Ort. Das Infanterieleute hörte man, da gerade Gegenwind war, trotz der Nähe nur wie ein leises Summen. Ganz eigenartig ist das tiefe Dröhnen der österr.-ungar. schweren Haubitzen, das die Luft erzittern macht. Am unheimlichsten ist das huiartige Säusen der Schrapnellfüllkugeln, sobald ein Schrapnell in der Luft explodiert. Gegen 1 Uhr mittags konnte man beobachten, daß die eigene Artillerie weiter östlich vorrückte, und daß in dem engen Raume, der überblickbar war, die russische Artillerie zurückging.

Auf der Höhe, auf deren östlichem Rand sich die österr.-ungar. Artillerie befand, während die Infanterie noch weiter vorn aus ihren Schützengräben schoß, war noch vor zwei Tagen russische Infanterie, also ein Beweis, daß die österr.-ungar. Truppen vorrückten. Man begreift, warum eine Schlacht so lange dauert. Die Russen graben sich nämlich, wohin sie gelangen, sei es nun bei einem kleinen Sprung nach vorwärts oder beim Rückzug, sofort ein und schießen aus der Deckung heraus. Da dauert es nun sehr lange, bis die gedekten feindlichen Schwarmlinien durch das eigene Feuer so erschüttert sind, daß gestürmt werden kann. Sobald aber die Russen sehen, daß ihre Schützengruben von der Flanke aus bedroht werden, und die österr.-ungar. Infanterie die russischen Stellungen flankierend in Sturmnähe kommt, so flüchten sie, um sich ab- gleich wieder an halbwegs günstiger Stelle einzugraben. In der Nacht von vorgestern auf gestern wurde ein Wald im Umfange von etwa vier Quadratkilometer gestürmt. Da sah man nun, daß sich die Russen selbst im Wald eingraben und daß sie Maschinengewehre auf den Bäumen postieren und von den Bäumen herabschießen.

In den von den Truppen bereits verlassenen Deckungen liegen Patronenhülsen, Magazine, Tornister, Mägen, Verbandstreifen, dann von den Verwundeten zurückgelassene Gewehre und Ausrüstungsstücke. Weiter vorn liegende Schützengruben sind mit den 80 oder 100 Schritte weiter rückwärts liegenden Schützengruben durch Laufgräben verbunden, die zum Vorwärtsbringen der Munition oder der Verpflegung für die in der Schwarmlinie liegenden Soldaten verwendet werden. Man sah in den Schützengräben förmliche Lagerstätten, aus Stroh hergerichtet. In den meisten Stellungen wird stundenlang verblieben. Es ist selbstverständlich, daß man gegen einen in wohlgedeckter Stellung befindlichen und an Zahl zumindest ebenbürtigen, wenn nicht überlegenen Gegner nicht ohne zwecklose Verluste frontal stürmend vorgehen kann, so lange der Gegner nicht durch das Feuer der Infanterie erschüttert ist. Daher kommt es, daß sich die Gefechtslinien viele Stunden lang gegenübersehen oder eigentlich gegenüberliegen. Nur dort, wo es die Terrainverhältnisse gestatten, eine eingegrabene russische Schützenlinie zu umgehen, wird ein solcher Erfolg erzielt. Dem Bajonettkampf weichen die Russen aus, und wenn sie sich umzingelt sehen, ergeben sie sich. Daher auch die verhältnismäßig große Zahl von Gefangenen, die die österr.-ungar. Truppen machen können.

Wiederholt fielen auch russische Granaten ein, worauf springbrunnennartig Erde aufsteigt und dann im Boden ein großes, trichterartiges Loch entsteht. Beim weiteren Vorgehen stieß man auf den ersten Toten, der das Gesicht zur Erde geteilt hatte. Bald darauf wieder einen und in den Kartoffelsäckern Pferdekadaver. Die Verwundeten werden soweit als irgend möglich noch von ihren eigenen Kameraden aus der Gefechtsfront gebracht. Ununterbrochen suchen noch während des Kampfes trotz der großen Gefahr Sanitätspatrouillen den Kampfplatz ab, um etwa noch liegende Verwundete aufzufinden. Diese Sanitätspatrouillen kümmern sich nur darum, daß die Verwundeten gut

fortgebracht werden können. Gewehre und Rüstungen lassen sie liegen. Es folgen dann andere Patrouillen, die die Gewehre, vollen Patronen, Ausrüstungsstücke und Kappen, Mäntel usw. sammeln.

Man konnte auch mehrere Gefangenentransporte vom Schlachtfelde weg sehen. Es waren meist kleine, schwarzhaarige Leute, die einen ziemlich niebergeschlagenen Eindruck machten. Unter anderen sah man auch Rumänen aus Bessarabien, die wieder anscheinend erfreut waren, daß sie nicht mehr zu kämpfen brauchten. Auch mehrere Juden sah man unter den Gefangenen. Etwas weiter hinter der Gefechtsfront übernahmen Landsturmeute die Gefangenen. Diese Landsturmeute trugen Zivilkleidung mit der weiß-rot-grünen Armbinde (ungarischer Landsturm), oder doch irgendein militärisches Kleidungsstück.

Zur Eisenbahnstation zurückgekehrt, war das Lager der Verwundeten zu sehen. Es ist wirklich rührend, wie namentlich die Schwerverwundeten mit ärztlicher Sorgfalt von den Sanitätsoldaten behandelt werden. Beim Einwaggonieren wird sogar darauf gesehen, daß Leute mit gleicher Mutterprache oder aus demselben Ergänzungsbereich zusammenkommen, damit sie unterwegs sich unterhalten können. Jeder Verwundete hält einen Zettel in der Hand, oder der Zettel ist auf der Bluse angeheftet und trägt eine Nummer, so wie die Bezeichnung der Krankheit oder Verwundung, so daß die Ärzte der Einwaggonierungsstation gleich wissen, welche Leute sie zuerst vornehmen müssen, welche einer Verbandserneuerung bedürftig sind usw. Auch hier alles mit tabelloser Genauigkeit, Ruhe und Ordnung. Überhaupt ist diese Ruhe und Ordnung ganz besonders auffallend. Schon vorher bei der Artilleriestellung konnte man das beobachten. Etwas unterhalb dieser Stellung bei einem Wäldchen, waren die Munitionswagen. Die Leute gehen von der Batterie hinunter, holen die Verschläge und tragen sie wieder zur Batterie, alles ohne Hasten, ohne Lärm, obwohl ringsherum die Schrapnells plagen. Auch die Wagen, die neue Munitionsvorräte bringen, fahren in vollster Ordnung zur Abladestelle und kehren ebenso ruhig wieder um.

Frontoffiziere, denen man begegnet, sind dankbar für jede Mitteilung über die Heimat oder über die allgemeine Lage, sie wissen sonst nichts von der Schlacht, als was sie selber überblicken können, und das ist natürlich immer nur ein verhältnismäßig kleiner Raum.

Als die Berichterstatter an der Front waren, befand sich die österr.-ungar. Armee noch im Vorrücken. Sie sahen ein kleines Bild der Riesenschlacht, aber aus ihren Schilderungen kann man sich doch wohl eine Vorstellung der Ereignisse machen. Jedenfalls ist klar, daß die österr.-ungar. Offensive prächtig angelegt war und zu einem vollen Erfolge hätte führen müssen, wenn nicht die Russen neue Armeen an die Front hätten werfen können. So aber blieb nichts anderes übrig, als zurückzugehen und sich in günstigem Terrain festzusetzen. Wie sehr die russischen Streitkräfte erschöpft waren, geht aus der Tatsache hervor, daß sie nicht nachstießen.

Die österr.-ungar. Armee ging in die Sanlinie zurück, um nach den Anstrengungen einer bis zum äußersten Kraftaufwand durchgehaltenen Offensive wieder zu Atem zu kommen. Es läßt sich unschwer denken, was nun erfolgte. Die bei den Angriffen und bei dem, wenn auch in

aller Ruhe und Ordnung vollzogenen Rückmarsch notwendigerweise durcheinander geratene Verbände waren zu ordnen, die Lücken der Unterabteilungen aus den Ersatzformationen auszufüllen, die Trains heranzuziehen und wieder in Reih und Glied zu bringen, Kommandanten einzusetzen, wo die Führung fehlte, und schließlich die bezogene Stellung für den Fall eines feindlichen Nachstoßes zu sichern.

Die Operationspause, die nun folgte, war also für die österr.-ungar. Truppen sicherlich eine Zeit so angestrengter Arbeit, daß man schon die riesigen Verhältnisse dieses Krieges als Maßstab anlegen muß, um den Ausdruck „Pause“ für den notwendigen Bienenfleiß berechtigt zu finden, mit dem gearbeitet werden mußte. Im Frieden hätte diese „Operationspause“ eine Titanenarbeit bedeutet.

Für die Konzentrierung der österr.-ungar. Armeen in der Sanlinie mußte zunächst Platz geschaffen werden. Dieses geschah, indem man alle nicht auf der Stelle notwendigen Anstalten und Formationen wegräumte, insbesondere die Nichtschlagfertigen in das Hinterland abschob: die Kranken, die Verwundeten, die Rekruten. Mit den Rekruten marschierten Chargen, die in Ostgalizien Gefechte mitgemacht hatten. Die Verwundeten, froh, sich einmal aussprechen zu können, flossen über von Erlebnissen, wenn man sie fragte. Ein Mittkämpfer ist gewiß leicht geneigt, seine eigenen Erlebnisse, die ihm naturgemäß wichtig sind, ein wenig zu übertreiben — wie jedermann, der sich im Mittelpunkt des Interesses fühlt. Aber die Episode hat in diesem Kriege, der das Einzelerlebnis fast in den Hintergrund drängte, auch ihren Wert, und mag da wie dort eine Kleinigkeit aufgebauscht sein — was die Mittkämpfer aus dem Getümmel der Geschehnisse zurückbrachten, war deshalb nicht minder bedeutungsvoll für die Physiognomie dieses Krieges.

Die Zeit nach der zweiten Schlacht von Lemberg war an Erzählungen solcher Episoden besonders fruchtbar. Hier einige Beispiele:

Jrgendwo, südlich von Lemberg, sind starke russische Kräfte im Anmarsch an die Eisenbahnlinie. Da faßt ein kühner österr.-ungar. Kommandant den Entschluß, mit dem Panzerzug hinauszu fahren. Tausend geht es die Schienen entlang bis vor die russische Front.

Sofort wird man mit Granatfeuer begrüßt. Die Russen ahnen freilich nicht, daß ihre Kaliber den Stahlplatten des Zuges, der Lokomotive nichts anhaben können. Sie freuen sich, als sie einen Volltreffer in den Kessel zu beobachten glauben.

Der Kommandant des Zuges läßt halten und befiehlt dem Maschinensführer, Dampf aus-



Beratung einer österr.-ungar. Generalsstabsabteilung im Gelände.

zulassen. Der Dampf rißt und wallt, und nun sind die Russen erst recht überzeugt, der Lokomotive Schaden zugefügt zu haben, und stürmen vor, um der Besatzung des Zuges keine Zeit zur Entwicklung in die Schwarmlinie zu geben.

Darauf hat der Kommandant des Zuges gewartet. Aus elf Maschinengewehren prasselt das Streufeuer auf den Feind.

Eine andere Episode:

Als die österr.-ungar. Armeen im Vormarsch auf Krasnik und Jamosz waren, also schon vor der zweiten Lemberger Schlacht, hatten sie, schon auf russischem Boden, von fanatisierten Landeseinwohnern oft mehr zu erdulden, als vom regulären Gegner. Das Bewußtsein, allein im Feindesland zu marschieren, wo hinter jedem Baum, hinter jedem Hügel die schußbereite Waffe lauern kann, als verhafter Eindringling in der Hütte eines Feindes schlafen

zu müssen, das mag die Nerven zu Trugbildern reizen. Die subjektive Täuschung wird dann zur Massenjugendstimmung, zur Legende.

Zimmerhin müssen sich Akte der Tücke gegen die österr.-ungar. Truppen zu Hunderten gehäuft haben, ehe der Glaube an einen wohlorganisierten, teuflisch grausamen, allgemeinen Widerstand der russischen Bevölkerung entstehen konnte. Leiter des Spiels waren immer die intelligenteren Dorfleute: Richter, Lehrer, Gutsbesitzer. Seele des Verrates und der Spionage war der Pöpe. Die österr.-ungar. Soldaten erzählten Beispiele, die merkwürdig gut erfunden sein müßten, wenn sie nicht wahr wären.

In einem Dorf stehen österr.-ungar. Reservisten, dem Feind nach allen Seiten hin vorbergehend. Die russische Artillerie auf der Ebene weit draußen beschießt die Reservisten mit Schrapnells. Sie wechseln darauf sofort ihre Stellung innerhalb des Ortes. Und der Feind, der sie unmöglich sehen kann, folgt ihnen mit den Flugbahngarben Augenblicklich in die neue Stellung nach. Später eraspte man unter den Turmbalken des Schlosses den Gutsbesitzer an einem geheimen Telephonapparat. Die Leitung war an die Drähte der russischen Artillerie angeschlossen.

Man fand Waffenlager unter Hochaltären; Maschinengewehre in Kartoffelhausen.

Zu einem Ulanenoffizier kam ein österreichischer gesinnter, polnischer Bauer gelaufen und meldete: „Herr Oberleutnant, wenn Sie den Pöpen noch im Bart sehen wollen, müssen Sie sich beeilen.“ Der Ulane verstand, was das bedeutet. Die Pöpen pflegten bei Annäherung der österr.-ungar. Patrouillen ihre Bärte abzunehmen, um sich dadurch gleichsam zu katholischen Priestern umzuwandeln.

Der Oberleutnant sprengte mit seinen Leuten spornstreichs nach der russischen Pfarrei. Dort fand er den Pöpen schon halb rasiert und bat, die Räume des Hauses besichtigen zu dürfen. An einer der Türen wäre der Pöpe sichtlich gern vorübergegangen. Der Ulane verlangte auch dieses Zimmer zu sehen. Er sah darin eine große Festtafel gedeckt, und daß sie nicht zum Empfang der Österreicher bestimmt war, bewiesen die bekränzten Bilder an der Wand: der Zar und die Zarin. Als Tafelschmuck und besondere Überraschung für die russischen Gäste lag eine Generalkarte auf dem Tisch mit genauen Einzelzeichnungen der österr.-ungar. Positionen.

Der Spion sollte sofort mit der Patrouille gehen. Er bat, noch einige Angelegenheiten ordnen zu dürfen; besonders seinen Mantel wollte er holen für den Fall, daß es morgen regnete. . . „Sie werden ihn kaum mehr brauchen,“ sagte der Oberleutnant, als er den Pöpen an den Bügel eines Ulanen binden ließ.

Ein Pöpe lud ein ganzes Offizierskorps zu

sich ein. Während Wein aufgetragen wurde, sagte die servierende Magd: „Väterchen, auch die Kosaken in der Scheune verlangen Wein.“ Die Offiziere blieben sitzen, zogen ihre Pistolen und zwangen den Hausbesitzer wie die Magd, still zu bleiben. Nur einer ging hinaus und holte eine Kompagnie. Die Kosaken in der Scheune kamen nicht mehr dazu, sich zu betätigen.

Die Erzählungen eines anderen Mittämpfers führen direkt in die Schlacht bei Lemberg. Er durchquerte, als die österr.-ungar. Truppen die Positionen eben räumten, ein Wäldchen nordöstlich von Grobel, das in allen Schlachtschilderungen als Objekt erbittertsten Streites wiederkehrt.

„Auf einem Baum, nicht größer als dieses Zimmerchen,“ berichtet der Gewährsmann, „lagen immer vier, fünf Leichen. Ich habe mir die Mühe genommen, zu zählen, und fand, daß drei getötete Russen auf einen getöteten Österreicher kamen.“

Das ist auch begreiflich, wenn man die russische Kampftat kennt. Sie graben sich ein und lassen stirmen. In den Gräben bieten sie den Geschossen nur den Kopf, den Hals, einen Teil der Brust als Ziel; fast alle Treffer sind dann tödlich. Die österr.-ungar. Soldaten laufen an und legen sich zu Boden. Sie werden vielfach in die Arme getroffen, in die Beine — freilich leider auch in den Bauch und Kopf. Hundert Mann Verlust heißt bei der österr.-ungar. Armee: zehn Tote, 90 Verwundete; merkwürdigerweise verhält sich die Zahl der Todesfälle zur Zahl der Verletzungen wie 1 : 9, während sie in allen früheren Kriegen 1 : 5 betrug.

Die Russen haben ungeheure Verluste an Toten, aber relativ wenige Verwundete.

Ein Augenzeuge sah die russischen Leichen. Wohl in zehn Lagen waren sie da übereinander geschichtet, hie und da rührte sich noch eine Hand, ein bleicher Mund stöhnte. Gefangene haben dann erzählt, daß man die russische Infanterie durch Kosaken aus dem Innern des Waldes an die Lisière peitschen ließ. Da mähten die Österreicher die Mostalen nieder, bis die Leichen sich aufeinanderwürfen. Wie viele Leute die Kosaken selbst eingebüßt haben, läßt sich nicht sagen; sie pflegen ihre getroffenen Kameraden zu sich auf die Pferde zu heben und wegzubringen.

Bei Zamoż soll ein Regiment Honvedinfanterie nach tagelangen Gefechten das Feuer bis an die russischen Schanzen herangetragen haben. Als die erschöpften, gelichteten Reihen gar nicht mehr vorwärts konnten, da setzte der Oberst die allerletzte Reserve ein, die er noch hatte: die Fahne mit ihrer Bedeckung. Die Plänkler ließen sich wirklich zu einer äußersten Anstrengung vorreißen. Wie beinahe immer



Ein österr.-ungar. Panzerzug auf dem geistlichen Kriegsschauplatz im Kampfe mit einer Kosakendivision.

Nach einer Originalzeichnung von Th. Matejko.

wichen die Russen vor dem Bajonett. Die russischen Gräben wurden genommen. In trunkener Freude, weinend vor Aufregung, küßten die Honveds die Fahnenbänder.

Ein Schrapnell kam geflogen und streckte die ganze Gruppe rund um die Fahne nieder.

*

Hinter der Front.

Das sind Einzelheiten, aber sie gehören zum Bilde dieses Krieges. Hier sei noch der Bericht einer Persönlichkeit wiedergegeben, die Gelegenheit hatte, sich in dieser Zeit auf einer Feldbahn in die Nähe der Front zu begeben. Der Mann erzählt:

Ein landesübliches Fuhrwerk brachte mich in ein Städtchen, von dem ich wußte, daß es die Endstation einer Feldbahn sei. Dort war ein großes, militärisches Getriebe; es war der Standort zahlreicher Kommanden und Heeresanstalten.

Ich fragte mich durch: „Wo ist die Endstation der Feldbahn?“

„Dort im Wald,“ hieß es.

Zwischen dem Städtchen und dem bezeichneten Walde breitete sich eine riesige Hutweide aus, auf welcher Laufende von beladenen und unbeladenen Fuhrwerken parkierten; andere wieder fuhrten in langer Kette in der Richtung zum Walde und umgekehrt. Die Mehrzahl waren einheimische Fuhrwerke, die von Bauern gelenkt wurden; die ärarischen Fuhrwerke verschwandten in der großen Masse. Die Hutweide war durchfurcht von Räderspuren, der Sand kam zutage, und immer neue Sandwege schnitt der Wagenverkehr in die noch grün bewachsene Erde ein, weil jeder Wagenlenker das Einsinken in den Sand vermeiden wollte. Weiter ab sah ich den Rauch der Feldbäckereien, die großen Zelte der Feldsanitätsanstalten und enorme Schlachtviehherden, deren sich selbst der Viehmarkt einer Millionenstadt nicht zu schämen gebraucht hätte.

Als ich dieses Durcheinander passiert hatte, kam ich zu einem großen Waldausschnitt, wo ein kolossales Warenlager frei aufgestapelt lag. Stockhoch lagen Säcke mit Vorräten, Konserven usw. da. Aber noch immer sah ich die Feldbahn nicht. Ein Unteroffizier führte mich noch etwa tausend Schritte tiefer in den Wald hinein. Ich hatte beständig so etwas wie den Anblick eines Stationsgebäudes erwartet, aber nichts dergleichen war zu sehen. Dagegen bemerkte ich mehrere Geleise, die in die Wiese ausliefen und auf denen Hunderte von Feldbahnfuhrwerken standen. Das war die Endstation.

Für den Laien dürfte es nicht ohne Inter-

esse sein, einiges über diesen Zweig des Nachschubdienstes für die Armee im Felde zu erfahren. Feldbahnen dienen dem Transportdienste und werden desto wertvoller, je weniger Kommunikationen vorhanden und je schlechter dieselben sind. Es sind Schmalspurbahnen, welche zumeist ohne besondere Vorbereitungen des Bodens, daher ohne Herstellung eines künstlichen Unterbaues — auf die geschilderte Feldbahn trifft dies aber nicht zu — gelegt und mit eigens konstruierten, mit Pferden bespannten Wagen (hölzerne und eiserne Feldbahndoppelwagen, kleine und große Kastenwagen) befahren werden. Die rasche Herstellung verlangt ein leicht handliches Geleisematerial von geringem Gewichte. Der Fahrpark besteht, wie gesagt, aus Doppelwagen. Ein solcher wird durch zwei miteinander fest verbundene Einzelwagen gebildet. Auf jedem dieser Wagengestelle ruht eine hölzerne Plattform ohne Bordwände. Diese Plattform sieht aus wie eine größere Tischplatte. Am Vorderwagen befindet sich vorn ein eisernes Bremsgestell, bei welchem der Bremser (ein bewaffneter Soldat, neben dem Kutscher (ebenfalls bewaffnet), sitzt. Die Pferde werden derart eingespannt, daß sie vor- und seitwärts des Wagens auf dem neben dem Geleise befindlichen „Hufschlag“ (Weg der Pferde) gehen. Diese Doppelwagen werden miteinander durch eiserne Ketten verbunden.

So rasch und leicht der Bau der Feldbahn in kultivierten Ländern vor sich geht, so schwierig war er hier. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Feldbahn durch das berüchtigte galizische Wald-, Sumpf- und Sandgebiet in einer Länge von 30 Kilometern führte. So einfach sonst das Legen des Geleises auf dem „gewachsenen“ Boden ist, so schwer war es im vorliegenden Falle, denn es mußte fast auf der ganzen Strecke erst ein „Frügelweg“ als haltbare Unterlage hergestellt werden. Aber nicht ein gewöhnlicher „Frügelweg“, sondern einer, der aus ganz gehörig großen, roh zubehauenen Baumstämmen mit einem Durchmesser von 15 bis 20 Zentimeter bestand. Was das für eine Arbeitsleistung erforderte, kann man sich leicht vorstellen. Trotzdem war die Bahn nach wenigen Tagen fertig.

Nun zu meiner Fahrt. Um 10 Uhr nachts sollte der Zug abgehen. Natürlich interessierte ich mich für mein „Coupé“ und schritt eine halbe Stunde vorher die Wagenkolonne von der Seite ab. Es standen da etwa 100 Doppelwagen, eine endlos lange Linie. Die „Ladung“ war schon „verstaubt“. Sie bestand auf der Hinfahrt der Hauptsache nach aus Verwundeten des eigenen und russischen Heeres, um auf der Rückfahrt mit Verpflegs-, Munitions- und Sanitätsmaterial umgetauscht zu werden. Aus beson-

derer Rücksicht wurde mir der vorderste Wagen zugewiesen. Auf den Wagenplatten war überall Stroh aufgeschichtet. Dann wurde aus großen dampfenden Kesseln ein Nachtmahl, bestehend aus schwarzem Kaffee und einem Stück Brot, an die „Passagiere“ verabreicht. Ich streckte mich „auf“ meinem „Coupé“ aus, das keine Einfaßung hatte und recht lustig war; ich dachte: Werde ich während des Schlafes heruntertollern oder nicht? Ich beschloß, nichts zu träumen; am wenigsten von frischer Wäsche, Seife, einem gedeckten Tisch und anderen für einen aus dem Felde kommenden Kriegsmann verlockenden Dingen, weil da mein Schlaf zu unruhig geworden wäre. Neben dem Zug befanden sich die „Kondukteure“. Das waren berittene Soldaten mit umgehängten Karabinern, die fuchtelnd die Peitsche schwangen. Ganz vorn saß der „Oberkondukteur“ zu Pferd, der noch über eine Art Trompette verfügte. Die „Bedeckung“ bestand nur aus den schon erwähnten Kutschern und Bremsern. Da erschien noch in letzter Minute der Kommandant der Feldbahn, der die Kondukteure und Bedeckungsleute darauf aufmerksam machte, daß einer Meldung zufolge, Kosakenstreifen sollten, daher Vorzicht geboten sei. Auf diese beruhigende Mitteilung öffnete ich das Futteral meiner Repetierpistole und legte sie griffbereit unter mein Strohkissen. Ein langgezogener Trompetenton, ein Knallen der Peitschen — die Pferde zogen an, und fort ging es in schlankem Trabe in den finstern gähnenden Wald hinein. Wiederholt „flogen“ einige Gegenzüge gespenstisch an uns vorbei. Sie und da blinkte ein Sternlein hernieder, ab und zu krächzte ein Waldbogel und die Bäume glitten

vorüber. In den „Stationen“, die aus einer Anzahl von Betschiebungsgeleisen bestanden, wurde stets Halt gemacht. Da gab's ein Knirschen der Bremsen, einen Ruck, der je nach der Geschwindigkeit des Kutschers mehr oder weniger sanft war und der Zug stand.

Nacht Stunden dauerte die Fahrt, die ohne Unfall verlief. Die Kosaken waren nicht erschienen und ich war nicht heruntergerollt. Der Zug lief in die Endstation ein.

Soweit der Gewährsmann. Gewiß auch ein recht interessantes Bild, nicht viel weniger von Interesse, wie der „leere Raum mit Schrapnellwölkchen in der Luft“, wie sich das Feld der modernen Schlacht in der Regel darstellte.

Eine Episode aus der zweiten Schlacht bei Lemberg.

Am 11. September 1914 stand in der Schlacht bei Lemberg südlich von Janow, bei *Wielkopolje*, eine österr.-ungar. Division im Kampfe gegen einen überlegenen Feind, der die Höhen von Stradetz mit starker Artillerie besetzt hielt und Wielkopolje wirksam beschoß. Die feindliche Artillerie war so gut eingegraben, daß die österr.-ungar. Artillerie sich vergebens bemühte, ihren Standort zu entdecken. An der Lisière von Rotenhahn und Porzerze hatten die Russen Scheinbatterien aufgestellt, um die Österreicher zu täuschen. Wielkopolje liegt im rechten Winkel westlich zu Rotenhahn, dieses wieder im rechten Winkel südlich zu Stradetz, von diesem durch einen Bach getrennt, auf derselben Höhe wie Stradetz; westlich liegt Jamelna.

Um den Feind von der Höhe zu vertreiben, war es notwendig, Rotenhahn und das südlich anschließende Porzerze anzuzünden. Oberleutnant Franz Vista vom ersten Landeschützenregiment, zugeteilt der Divisionsabteilung 44, meldete sich freiwillig dazu. Mit einer Infanteriepatrouille von fünf Mann machte er sich auf den Weg, von dem es eventuell kein Zurück mehr gab, da er sowohl eigenes wie feindliches Artilleriefeuer passieren mußte.



Feldbahn in Galizien und Russisch-Polen.



Österr.-ungar. Feldküche hinter der Front.

Kaum ist er an der Lisière von Rotenhahn, bekommt er russisches Feuer; seine Patrouille stiebt auseinander, er selbst eilt die Ortslisière entlang an die Südspitze von Borzeje und findet hier auf dem jenseitigen Bachufer die 12. Kompagnie des 21. St. Pöltner Landwehrregiments. Er wendet sich an den Hauptmann und bittet um zehn Mann. „Wer will mit?“ ruft er; „aber vielleicht kommen wir nicht mehr zurück!“ Da trat die ganze Kompagnie wie ein Mann vor und rief: „Hoch Österreich!“

Der Oberleutnant beglückwünschte den Hauptmann zu solchen Leuten, wählte zehn Mann und ging los. Das Glück ist den Tollkühnen günstig, der Wind geht in ihrer Direction, so daß Rauchwolken sie gegen die Russen decken. Immer zehn Häuser auf einmal anzündend, so dringen sie vor. Die Russen entsendeten, als sie den Brand so sprunghaft vorwärtspringen sahen, Patrouillen zu je zwei Mann. Der Oberleutnant konnte mit Mühe seine Leute zurückhalten, auf die in das Dorf spähenden Russen zu schießen, ließ diese 30 Schritte herankommen und schoß beide nieder. Trotz des wütenden Feuers der Russen sprangen die braven St. Pöltner vor und rissen zwei Verwundete zu sich heran; einer mit einem Bauchschuß starb in den Armen Viskas, den anderen schleppten sie mit. Patrouille um Patrouille schossen sie weg und gelangten durch Rotenhahn, das sie schweren Herzens anjündeten, das es ein deutscher Kolonistenort ist.

Hier machte Oberleutnant Viska eine sonderbare Entdeckung: er fand, daß die Staatsgraphenleitung, die von Wielkopole über Rotenhahn nach der Höhe von Stradez führt,

von den Russen zerstört war, aber durch einen Kupferdraht war eine Verbindung zwischen je zwei Pfählen hergestellt. Er kletterte nun mit Steigeisen auf eine Stange, schaltete seinen Apparat ein und hörte, daß von Wielkopole ein dort verborgener russischer Offizier mit seiner Artillerie zur Stradezhöhe sprach und ihr die Stellung der Österreicher und die Wirkung der russischen Geschosse mitteilte. Oberleutnant Viska bereitete dieser Unterhaltung ein jähes Ende, indem er den Verbindungsdraht von Rotenhahn nach Stradez durchschnitt. Dann meldete er dem Divisionskommando die Stellung des Feindes: Die feindliche Artillerie steht gedeckt an der Ortslinie Stradez, die feindliche Infanterie ist

in drei Etagen eingegraben bis Jamelna. Auf diese Meldung verschob das Kommando unsere Artillerie derart, daß sie die Russen direkt in dem Rücken beschließen konnte, worauf diese den Rückzug einleitete.

Der wackere Offizier aber, nicht zufrieden mit dem bisherigen Erfolg, drang mit seinen Leuten in das von den Russen besetzte Stradez und steckte es ebenfalls in Brand. Nun artete der Rückzug der Russen in Flucht aus.

Gerade wollte Oberleutnant Viskas Division zum Sturm ansetzen, als der Befehl zum Rückzug kam.

In diesem Teil des Gefechtsfeldes, der geräumt wurde, obwohl die österr.-ungar. Truppen hier vordrangen, scheint der Kampf in einer ganz besonders furchtbaren Weise getobt zu haben. Ein Mitkämpfer erzählt:

Vor dem Dorfe Wielkopole war eine Wiese eingepflanzt und vor den Brettern lagen Russen, Mann an Mann liegend, hodend, zusammengekrümmt, alles tot und starr. Der Jaun war eine Hemmung ihres sinnlosen Laufens; alle wollten hinüber, einer zerte am anderen, Todesfurcht machte sie wild und wahn Sinnig. Da streckten Maschinengewehre ihre eisernen Krallen hin und pakteten sie; einen nach dem anderen warfen die Kugeln herunter, bis es still und ruhig ward an dem Gartenzaun. Dort stand noch einer; seine Rechte hielt starr das höchste Brett, sein Antlitz lehnte an dem Holz. Aus seiner Brust siderte es rot auf die Pfosten, die seine ermüdeten Glieder nicht überklettern konnten. „Woher magst du sein, härtiger Russe, der du noch vor Stunden unser Feind warst? Wo stand deine Wiege, deine Wohnhütte, du Armer? In einer Schlucht des Kaukasus oder im eisigen Sibirien? Hättest dich hingelegt und die Hände gehoben, wir sind keine Barbaren; du wärest heil zurückgekehrt in deine Steppe, aus der du gerufen wurdest vom russischen Despotismus zum ungerechten, frevelrischen Kampfe.“

Vor uns lag eine wüste Brandstätte, Wielkopole. Zwei Tage hindurch hausten die Russen drinnen, es

Die richtige Lebensweise.

Von Med. Dr. J. Schürer v. Washeim. Mit 8 Tafeln, 12 Abbildungen enthalten. 10 Bogen. Groß-Ottav. Geh. 3 K = M. 2.50. Gebdn. K 4.20 = M. 3.50.

Die gesellschaftliche Konversation.

Anleitung zur Anknüpfung und Führung inhaltreicher und der guten Lebensart gemäßer Gespräche für Besuche, Zusammenkünfte an öffentlichen Orten, Sitzen, im Theater und Konzert, auf Bällen und bei allen anderen Anlässen des geselligen und sonstigen Verkehrs unserer Zeit. Von A. G. Schimmer. 18 Bogen. Ottav. Kartoniert K 2.50 = M. 2.25.

Goldene Schatzkammer

von 1400 Vorschriften zur Begründung und Vermehrung des Wohlstandes und zur Hebung der Gewerbe.

Nach den neuesten Erfahrungen in der Landwirtschaft, der technischen Chemie und der Gewerbetunde. Von J. Weyse. Fünfte Auflage. 12 Bogen. Ottav. Geh. 2 K = M. 1.80.

Neues deutsches Märchenbuch.

Von Ludwig Bechstein. Pracht-Ausgabe: 81. Auflage. Mit 16 Farbendruckbildern und 60 Holzschnitten. 18 Bogen. Ottav. Gebdn. K 3.60 = 3 M.

Folks-Ausgabe: 86. Aufl. Mit 1 Titelbild und 60 Holzschnitten. 18 Bogen. Klein-Ottav. Kart. K 1.40 = M. 1.20.

Das neue Toastbuch.

Eine reichhaltige Sammlung von vorzüglichsten ersten und heiteren Originaltrinksprüchen und Reden in Vers und Prosa für alle vorkommenden Gelegenheiten. Herausgegeben von J. Rosner. Zweite Aufl. 13 Bogen. Ottav. Geh. K 2.20 = 2 M. Gebdn. K 3.30 = 3 M.

Das neue Vortragbuch.

Eine reiche Auswahl erster u. heiterer Deklamationsstücke mit Originalbeiträgen. Herausgegeben von J. Rosner. 22 Bogen. Ottav. Geh. 4 K = M. 3.60. Gebdn. 5 K = M. 4.60.

Die Kunst d. Deklamation.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, die Kunst des ästhetisch-mündlichen Vortrages für den geselligen Sirtel, den Konzertsaal und die Bühne durch Selbstunterricht sich anzueignen. Von Dr. Rafael Sellbach. 15 Bogen. Ottav. Geh. 2 K = M. 1.75.

Inschriften-Lexikon für Schau- und Trinkgerät.

Darunter Sprüche für Sänger, Turner, Schützen, für Stand, Beruf, Gewerbe, Vereine und Sport jeder Art. — Mit einem Anhang: Das Wirtshaus. Herausgegeben von Franz Fiedl. 14 Bogen. Ottav. Geh. K 3.30 = 3 M.

Die Kunst, Schauspieler zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, die Kunst der dramatischen Darstellung durch Selbstunterricht sich anzueignen. Von Dr. Rafael Sellbach. Zweite Auflage. 12 Bogen. Ottav. Geh. K 1.80 = M. 1.50.

Die Kunst des vorzüglichen Gedächtnisses.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, diese Geisteskraft in bezug auf Kunst, Wissen und die Vorkommnisse des täglichen Lebens durch Selbstübung in staunenswertem Grade zu stärken. Von Dr. Rafael Sellbach. Zweite Auflage. 12 Bogen. Ottav. Geh. 2 K = M. 1.80.

Anleitung zur Dichtkunst.

Ein allgemein verständlicher Leitfaden, die Kunst der Poesie in bezug auf Form, Versmaß und Reim durch Selbstunterricht zu erlernen. Von Otto Müller. Zweite, von A. G. Schimmer bearbeitete Auflage. 15 Bogen. Ottav. Geh. K 2.20 = 2 M. Gebdn. K 3.30 = 3 M.

Die Kunst d. Beredsamkeit.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, des geschriebenen und lebendigen Wortes in der Umgang- und Schriftsprache durch Selbstunterricht Meister zu werden. Von Otto Müller. Dritte Auflage. 12 Bogen. Ottav. Geh. K 1.80 = M. 1.50.

Die Kunst, Maler zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, sämtliche Zweige der Malerkunst durch Selbstunterricht, auch ohne Vorkenntnisse der Zeichnungskunst, sich anzueignen. Von Rafael Sanzio. Dritte Auflage mit 27 Abbildungen. 15 Bogen. Ottav. In illustriertem Umschlag geheftet K 2.20 = 2 M.

Die Holzbrandtechnik

in allen ihren Anwendungen. Mit Berücksichtigung des Brennens auf Leber und Stoff. Von Oskar v. Sabranski. 2. Aufl. Mit 10 Tafeln. 6 Bogen. Ottav. Geh. K 1.60 = M. 1.50. Gebdn. K 2.40 = M. 2.20.

Der Anekdoten-Schatz

oder Pillen gegen äble Laune und Langeweile. Gesammelt von Friedrich Kurzweil. 11. Auflage von Hieronymus Johs. 20 Bogen. Ottav. Geh. 1 K = M. 1.80. Gebdn. 3 K = M. 2.70.

Anekdoten-Bibliothek.

Tausend und ein lustige Geschichten, Anekdoten, Scherze, Pikanterien, Witzworte usw., Charakterzüge berühmter Personen, Reize, Jagd- und Soldatenabenteuer. Mit 24 Illustrationen. Zweite Auflage. 72 Bogen. Groß-Ottav. Gebdn. K 6.60 = 6 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

Wer die Ereignisse der Gegenwart in ihrem ganzen Umfange verstehen will,
bestelle das Werk:

Der europäische Krieg und der Weltkrieg

Historische Darstellung der Kriegsergebnisse von 1914—15

Von H. Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Porträts, Karten und Plänen
Erscheint in etwa 40 Hefen, jedes 50 Heller = 40 Pfennig,
oder in vier Abteilungen, geheftet; jede 5 K = 4 M.

Vom gleichen Verfasser
erschien früher:

Illustrierte Geschichte des Balkankrieges 1912—13

Von H. Hemberger

Mit 513 Abbild., 23 Textkarten u. 2 mehrfarb. großen Karten der Balkanländer. 162 Bogen. Quart
Zwei Bände, jeder 15 Kronen = 12 Mark 50 Pfennig

Die hohe Bedeutung des letzten Balkankrieges nicht nur für die Balkanhalbinsel selbst, sondern auch für ganz Europa und bezüglich der Vorbereitung des jetzigen Weltkrieges kommt in diesem Geschichtswerk zum Ausdruck. Hemberger hat darin eine Kraft der Anschaulichkeit, wie sie sonst ähnlichen Werken nicht innewohnt. Schritt für Schritt ist er mit den Ereignissen gegangen, aber trotz ihrer wirbelnden, sich überstürzenden Fülle hat er doch keines übersehen, keines vergessen. Mit der Gewissenhaftigkeit des echten Geschichtsschreibers hat er sie geordnet, aneinandergereiht, so daß man die tieferen Ursachen und die logischen und psychologischen Zusammenhänge begreift, die man im Wirbelsturm der Geschehnisse selbst nie recht zu überblicken vermochte.



Preisermäßigung der Zeitschriften:



Deutsche Rundschau für Geographie

Jahrgang 1—36 (1878—1914)
Jeder Jahrgang geheftet 15 K =
M. 13.50

Drei Jahrgänge auf einmal bezogen:
geheftet à K 6.60 = 6 M.
gebunden à K 8.50 = 8 M.

Alle 36 Jahrgänge auf einmal be-
zogen:

geheftet 210 K = 178 M.
gebunden 290 K = 250 M.

Der Stein der Weisen

Unterhaltung und Belehrung aus allen Ge-
bieten des Wissens. Reich illustriert
Jahrgang 1—23 (1889—1910)

Geheftet:
Ein Jahrgang (statt K 14.40 =
12 M.) nur 6 K = 5 M.
3 Jahrgänge zusammen 15 K = 13 M.
10 Jahrgänge zusammen 45 K = 39 M.
alle 23 Jahrgänge zusammen. 90 K = 78 M.

Gebunden:
Ein Jahrgang (2 Bde.) (statt
20 K = 17 M.) nur 10 K = 8.50 M.
3 Jahrgänge (6 Bde.) zus. 27 K = 23 M.
10 Jahrgänge (20 Bde.) zus. 81 K = 69 M.
alle 23 Jahrg. (46 Bde.) zus. 160 K = 136 M.

Neueste Erfindungen und Erfahrungen

Jahrgang 1—41 (1875—1914)
Jeder Jahrgang geheftet 10 K =
M. 8.50

Drei Jahrgänge geheftet auf einmal
bezogen à K 7.20 = M. 6.50

Alle 41 Jahrgänge auf einmal,
geheftet 215 K = 185 M.
Sämtliche Jahrgänge sind auch ge-
bunden zu haben. Einbandzuschlag
pro Jahrgang 2 K = M. 1.75

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:



H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig

